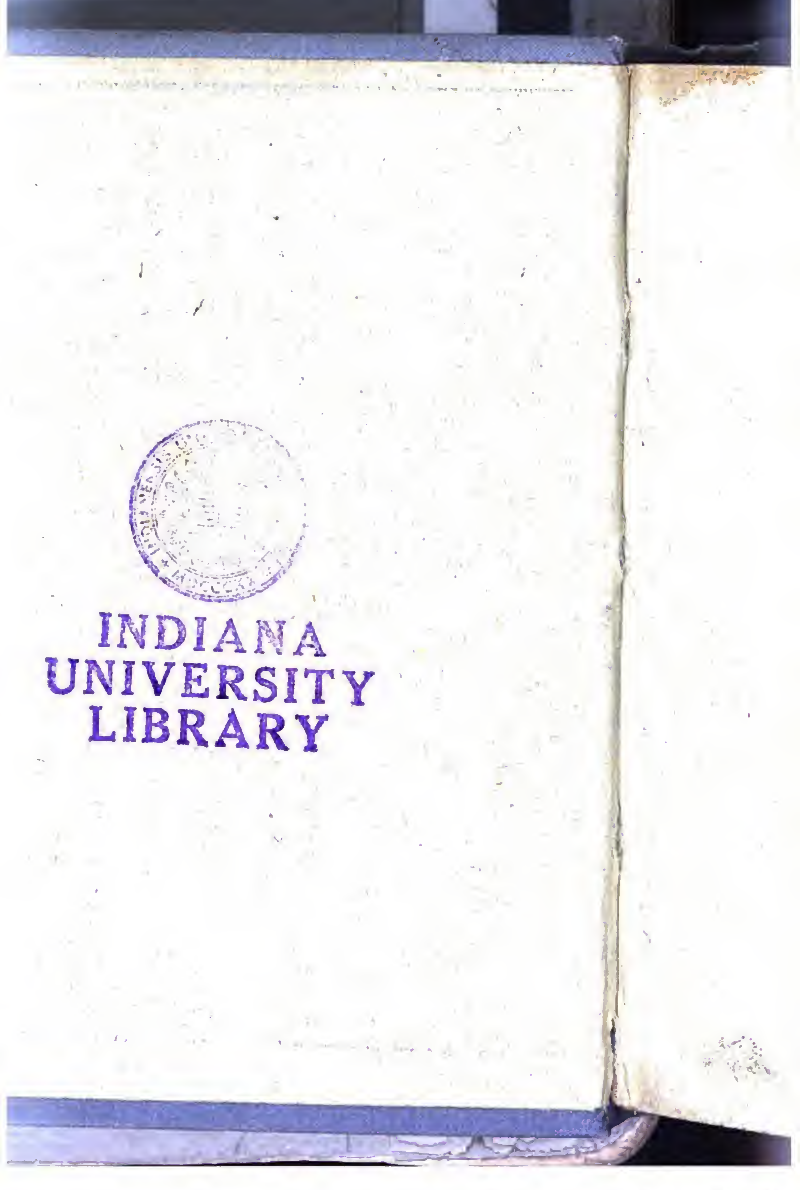
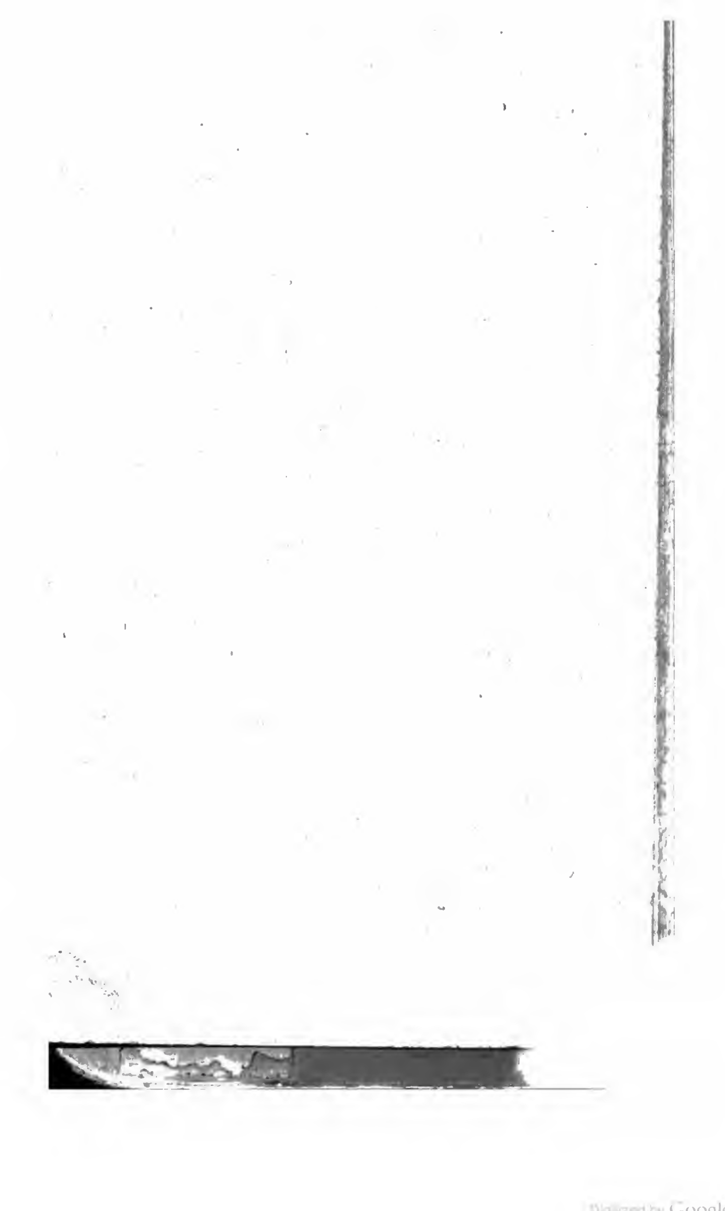
BREMER DICHTER DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS: AUSWAHL...

Julius Graefe, August Freudenthal







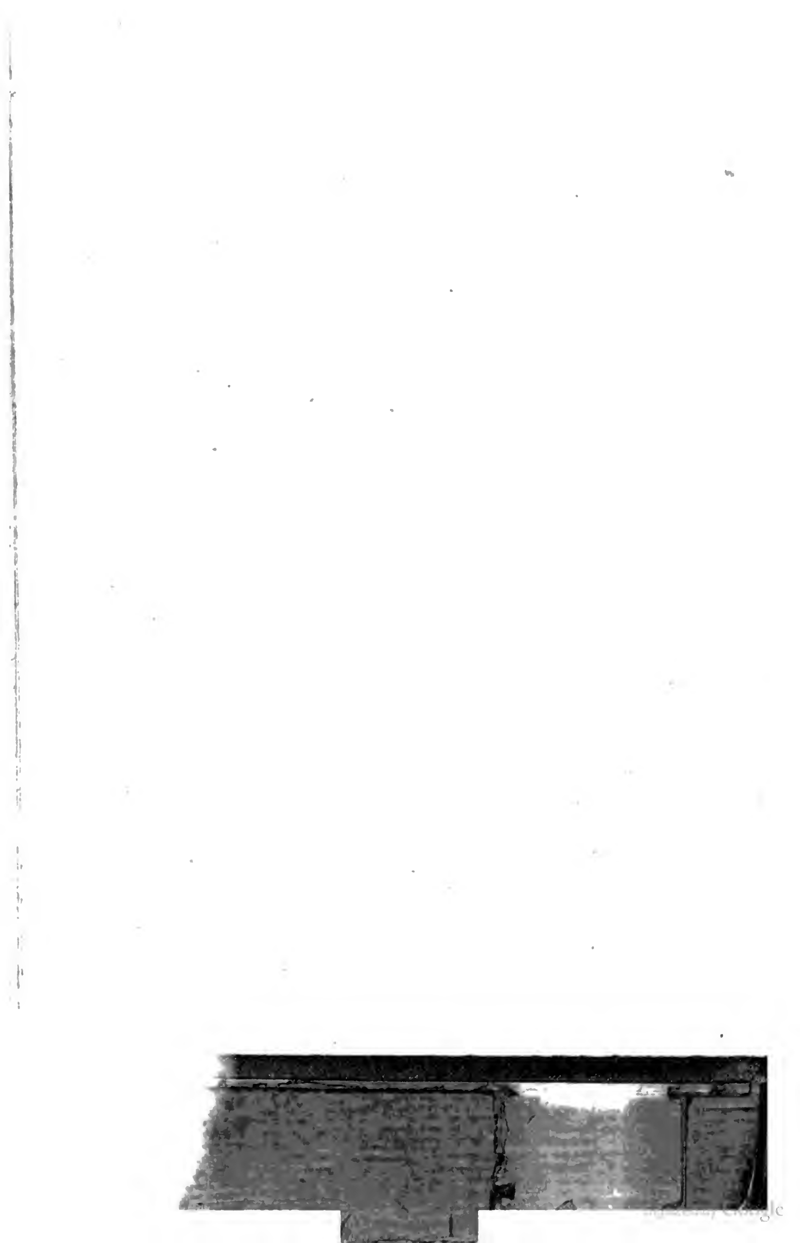


Bremer Dichter

des

neunzehnten Jahrhunderts.





Bremer Dichter

Bremer Dichter

des neunzehnten Jahrhunderts.

Auswahl

ihrer Gedichte mit biographischen Notizen

unter

Mitwirkung von August Freudenthal

herausgegeben

von

Julius Graefe

Julius Graefe.

Bremen.

Verlag von Karl Tannen.

1875.



Vorwort.

Das vorliegende Werk soll ein Gesammtbild der lyrischen und lyrisch-epischen Productivität unserer Vaterstadt liefern, und zwar innerhalb des auf dem Titel näher bezeichneten Zeitraums. Dichter früherer Jahrhunderte sind ausgeschlossen, weil sich einmal wenig Beachtenswerthes unter ihren Poesieen findet und zweitens dieses Werk weniger einen speciell literar-historischen, als vielmehr den Character einer poetischen Anthologie tragen soll.



Durch sorgfältige Auswahl und eine — innerhalb der uns gesteckten Grenzen — die einzelnen Dichter möglichst characterisirende Zusammenstellung ihrer lyrischen Erzeugnisse glauben wir unsern Lesern ein Werk zu bieten, welches hoffentlich ihren Beifall finden wird. Eine bedeutende Anzahl von Originalgedichten, welche uns durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit ihrer Verfasser überlassen wurden, erhöhen den Werth der Sammlung bedeutend. Auch die beigefügten, mit Mühe zusammengetragenen biographischen Notizen dürften gewiß Vielen nicht unwillkommen sein.

Daß auch einige schwächere Producte, namentlich verstorbener Dichter, Aufnahme gefunden haben, wolle man damit entschuldigen, daß solche sich zu ihrer Zeit in hiesigen Kreisen einer nicht geringen Popularität erfreuten, und mancher ältere Leser ihre Namen ungern vermissen würde.

Es bedarf wohl keiner Entschuldigung, daß wir

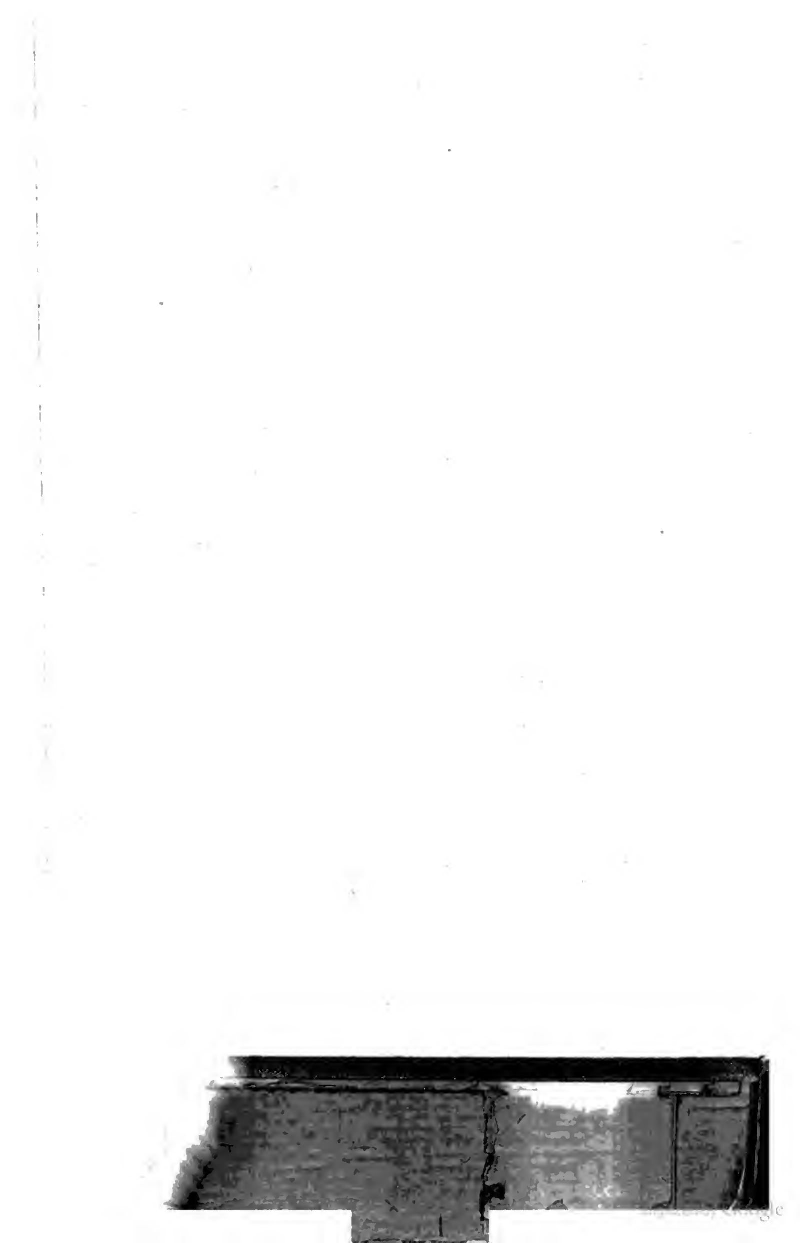
dem mit Unrecht so früh vergessenen Sam. Chr. Pape einen bedeutenden Platz eingeräumt haben. Es geschah dies einestheils aus Pietät gegen den unglücklichen Dichter und anderntheils, weil derselbe unserer Stadt einen großen Theil seiner Bildung verdankt und fortwährend mit ihr in geistigem Verkehr stand.

Für die überlassenen Originalbeiträge sagen wir den betreffenden Dichtern unsern herzlichsten Dank.

Bremen, im October 1874.

D. H.



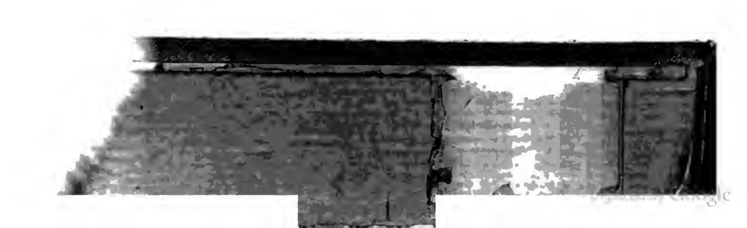


Hermann Allmers.



Hermann Allmers,

geb. am 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth in der Osterstader Marsch am rechten Ufer der Unterweser, entstammt einem alten Steding'schen Häuptlingsgeschlechte. Auf dringendes Bitten der Mutter widmete er sich der Landwirthschaft, obgleich sein Geist der Kunst und Poesie ergeben war. Nach dem Tode seiner Eltern durchstreifte er Deutschland, die Schweiz und Italien, überall in regem Verkehr mit namhaften Gelehrten und Künstlern. Allmers lebt unvermählt auf seinem freien Erbe zu Rechtenfleth, das er zu einem Tusculum umzugestalten wußte, und wo er kunstgeschichtliche und archäologische Sammlungen angelegt hat, die manchen Fremden dort hin ziehen. Noch ist zu bemerken, daß er Bremen einen großen Theil seiner poetischen Ausbildung verdankt, und daß sein Geistesleben in dieser Stadt wurzelt. Aus diesem Grunde haben einige seiner Poesien in diese Sammlung Aufnahme gefunden. — Verschiedene Aufsätze in Zeitschriften sowie Broschüren. Werke: „Dichtungen" (Bremen 1860); „Marschenbuch" (1857); „Römische Schlendertage" (Oldenburg 1872) und „Elektra" (Ebd. 1872.)



Der ertrunkene Fischer.

Der Fischer liegt, der alte,
Ertrunken tief im Meer,
Und droben wanket und schwanket
Sein leeres Boot umher.

Der Sturmwind und die Wogen
Singen den Grabgesang,
Die Wolken weinen, die Möven
Flattern und kreischen so bang.

Sonst hat der Alte keinen,
Der um ihn klagt und weint;
Er war nicht einer Seele
Auf Erden treu vereint.

Sein Vater liegt im Grabe,
Seine Mutter liegt dabei,
Er hat nicht Weib, nicht Kinder,
War einsam stets und frei.



Das Meer hat ihn erzogen,
Das Meer hat ihn genährt,
Dem Meere war er eigen,
Drum hat's ihn jetzt begehrt.

Der Fischer liegt, der alte,
Nun todt in seinem Meer,
Und droben wanket und schwanket
Sein leeres Boot umher.

Nun hat der Alte keinen,
Der jammernd nach ihm fragt,
Doch die Wellen haben geweinet,
Und der Sturmwind hat geklagt.

Der alte Name.

Es steht ein alter Name
An einem alten Baum,
Bemoost und ganz verwachsen,
Und man erkennt ihn kaum.

Der Baum, der grünet und duftet,
Streut jährlich Blüthen herab;
Die Hand, die den Namen geschnitten,
Sie modert lange im Grab.

Und Alle gehen vorüber
Und sehn den Namen nicht an,
Nur oft an sonnigen Tagen
Wankt still eine Alte heran.

Die streichelt mit dürren Händen
Den Namen und seufzet für sich:
„Ihr schönen, ihr seligen Zeiten!"
Und weinet dann bitterlich. —

Auf der Rudelsburg.

Dort Saaleck, hier die Rudelsburg,
Und unten tief im Thale,
Da rauschet zwischen Felsen durch
Die alte, liebe Saale.
Und Berge hier und Berge dort,
Zur Rechten und zur Linken;
Die Rudelsburg, das ist ein Ort
Zum Schwärmen und zum Trinken.

Das wissen wir Studenten auch
In Jena und in Halle,
Wir trinken dort nach altem Brauch
Im Hof und auf dem Walle.
Umringt von moosigem Gestein,
Wie klingen unsre Lieder!
Die Saale rauscht so freudig drein,
Die Berge hallen wieder.

O Vaterland, wie bist du schön
Mit deinen Saatenfeldern,
Mit deinen Thälern, deinen Höhn
Und all den stolzen Wäldern!
O Vaterland, drum wollen wir
Dir unsre Lieder singen,
Zu deinem Preise sollen hier
Laut Herz und Becher klingen.

Wie tönet das in's Thal hinein
Vom Felsen hoch hernieder!
Die Saale rauscht so freudig drein,
Die Berge hallen wieder.
Die Berge hier, die Berge dort,
Zur Rechten und zur Linken;
Die Rudelsburg, das ist ein Ort
Zum Schwärmen und zum Trinken.

In den Trümmern der Klosterkirche zu Hude.

Sind auch ohne Dach die Reste
Dieser mächtigen Abtei,
Buchenlaub und Tannenäste
Sorgen, daß es schattig sei.

Wallen keine Weihrauchwolken
Vom Altare durch die Luft,
Hauchen doch die alten Fichten
Ihren würz'gen Waldesduft.

Meßgeläut und Mönchschoräle
Schwiegen in den Mauern lang;
Dafür dringt aus frischer Kehle
Lust'ger Vöglein Waldgesang.

Sonnenlicht und Wolkenschatten
Spielen wechselnd um's Gestein,
Und von oben strahlt der blaue
Himmel durch's Gezweig herein.



Hoch auf Mauern, tief im Grunde,
Hier im Schiffe, dort im Chor
Ringt ein reiches Pflanzenleben
Freudig sich zum Licht empor;

Und ein selig stilles Träumen
Ist's im eingeschloss'nen Grün,
Wo aus alten heil'gen Räumen
Wieder junge Lieder blühn.

Morgen wird's.

Morgen wird's. — Im Thal beginnt
Unheimliches Wogen und Wallen.
Die Sonne naht. — Die Nebel der Nacht,
Zürnend ob des Lichtes Macht,
Sie beginnen die wilde Geisterschlacht;
Ha, wie sie sich bäumen und ballen!

Nun zuckt es hier, nun zuckt es dort
Vom jungen freudigen Strahle;
Doch der Nebel bleich und kalt
Will nicht weichen des Lichtes Gewalt,
Wälzet und wühlet, aber bald
Zerreißt er mit einem Male.

Und herrlich und voll Majestät
Steigt auf die schöne Sonne,
Und in den blauen Himmel fliegt
Die Lerche und jubelt: Sie siegt, sie siegt,
Und der kalte Nebel der Nacht erliegt!
Und es weinet der Wald vor Wonne.



Hast du noch nie recht bitterlich geweint.

Hast du noch nie recht bitterlich geweint,
Daß glüh'nde Thränen dir hervorgedrungen,
Noch nie mit einem großen Schmerz gerungen,
Noch nie unsäglich elend dich gemeint?

Hat hohe Freude nie dein Herz geschwellt,
Durchbrausten nie dich stolze Jubelklänge,
Daß du fast meintest, deine Brust zerspränge,
Und daß du sei'st der Seligste der Welt?

Wenn solche Schauer nimmer dich durchbebt,
Hast du die Feuertaufe nicht bekommen,
Des Daseins Strahlenhöhen nicht erklommen,
Und sage nicht, du habest schon gelebt.



Gern bin ich allein an des Meeres Strand.

Gern bin ich allein an des Meeres Strand,
Wenn der Sturmwind heult und die See geht hohl,
Wenn die Wogen mit Macht rollen zu Land, —
O wie wird mir so kühn und so wonnig und wohl!

Die segelnde Möve, sie ruft ihren Gruß
Hoch oben aus jagenden Wolken herab;
Die schäumige Woge, sie leckt meinen Fuß,
Als wüßten sie beide, wie gern ich sie hab'.

Und der Sturm, der lustig das Haar mir zaust,
Und die Möv' und die Wolke, die droben zieht,
Und das Meer, das da vor mir brandet und braust,
Sie lehren mir alle manch herrliches Lied.

Doch des Lebens erbärmlicher Sorgendrang,
O wie sinkt er zurück, wie vergess' ich ihn,
Wenn die Wogenmusik und der Sturmgesang
Durch das hoch aufschauernde Herz mir ziehn!



Lied.

Ich kannt' einen Stern, einen schönen Stern,
Der hatte so herrlichen Schein,
Der strahlte so licht und so wundermild
In's dunkle Herz mir hinein.

Ich kannt' ein Lied, ein stolzes Lied,
Das hatte so herrlichen Klang;
Noch zittert ein seliger Laut durch's Herz
Von dem wundersamen Gesang.

O schöner Stern, o kehre zurück,
Erhelle des Herzens Nacht!
Dann sing' ich dir laut das vergess'ne Lied,
Dann ist's in der Brust erwacht.

Spätherbst.

Der graue Nebel tropft so still
Herab auf Feld und Wald und Haide,
Als ob der Himmel weinen will
In übergroßem Leide.

Die Blumen wollen nicht mehr blühn,
Die Vögel schweigen in den Hainen,
Es starb sogar das letzte Grün; —
Da mag er auch wohl weinen.



Italia.

Italia, Land der Herrlichkeit! Wie schön wär's da zu wohnen!
So riefen schon in grauer Zeit die Cimbern und Teutonen.

Italia, du Sonnenland! da wird das Glück uns strahlen!
So riefen d'rauf voll Wanderlust die Gothen und Vandalen.

Italia sei der Reise Ziel! Auf, steuern wir von dannen!
Es schwellt die Segel unser Nord! so riefen die Normannen.

Italia ist der hohe Preis, werth, daß man sein begehre!
Die deutschen Kaiser riefen's aus sammt ihrem deutschen Heere.



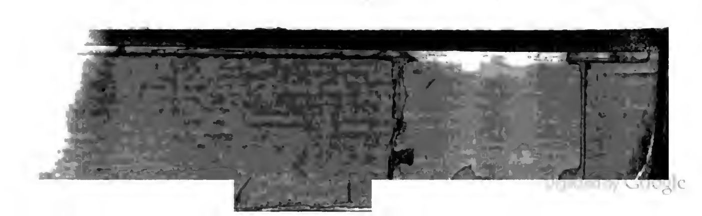
Italia, du Schönheitswelt! Heil, wer dich darf
betreten!
So rufen bis zum jüngsten Tag die Künstler uud
Poeten.

Die Künstler und Poeten nur, die wußten's anzu-
fangen,
Die Andern all' sind jammervoll zu Grunde dort
gegangen.

Die Künstler und Poeten nur, die kehrten glücklich
wieder
Und brachten uns manch' hohes Werk und manche
hohen Lieder.

Die Künstler und Poeten nur, die langten nicht nach
Kronen,
Des edlen Lorbeer's duft'ger Kranz sollt' ihre Kunst
belohnen.

Die Reiche und die Kronen sind zertrümmert und
zertreten,
Es grünt der Lorbeer fort und fort den Künstlern
und Poeten.



Wenn's Ostern wird am Tiberstrom.

Weich und wonnig weht die Luft,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom,
Glanzvoll ragt aus goldnem Duft
Die Kuppel von Sanct Peters Dom,
Kirche reiht an Kirche sich,
Palast steigt an Palast empor,
Und drüber hin tönt feierlich
In blauer Luft der Glocken Chor.

Das hallt und klinget fort und fort
Bis draußen, wo's so still und grün,
Wo Trümmer hier und Trümmer dort
Im Frühlingssonnenglanze glühn,
Wo über Mauern alt und braun
Cypressen schau'n und Pinien
Und fern in Zauberschönheit blau'n
Der Berge feine Linien,
Wo sich in ernster Einsamkeit
Die mächtige Campagna dehnt,

Drin man sich tausend Meilen weit
Von andrer Menschen Treiben wähnt.

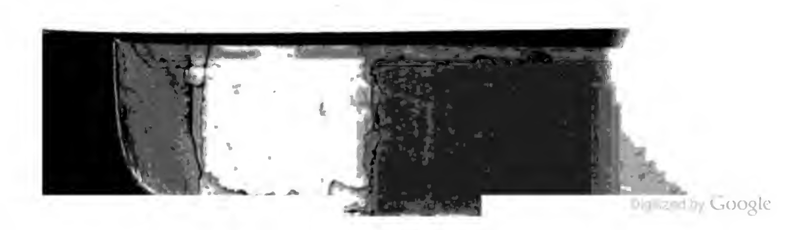
O glücklich, wer im Frühling war,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom.
Dann singt und klingt es immerdar
Wie Glockenklang, o Rom, o Rom! —





Wilhelm Emanuel Backhaus.





Wilhelm Emanuel Backhaus

wurde geboren zu Petershagen a./d. Weser am 26. März 1826. Bis zu seinem 15. Jahre genoß er Privatunterricht, widmete sich dann der Handelswissenschaft und lebt seit 1846 als Kaufmann in Bremen. — Gab verschiedene Broschüren zu festlichen Gelegenheiten heraus. In der von Oskar Blumenthal redigirten „Deutschen Dichterhalle“ und anderen Zeitschriften finden sich Beiträge von ihm.



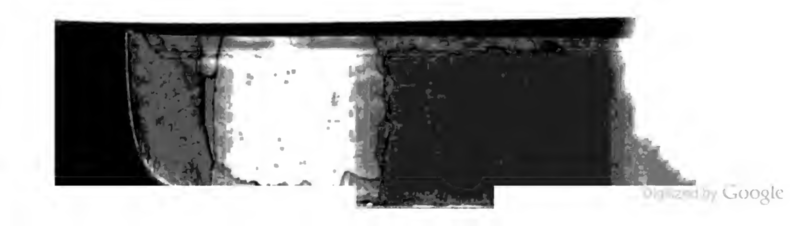
Die Jagd nach dem Glücke.

Es schwebt ein Gebilde in zaubrischer Pracht,
Eine Königin sinnlicher Mächte,
Vor der Menschen Blicken bei Tag und Nacht,
Und gebietet dem feigen Geschlechte.

Und allüberall ertönet ihr Lied
Von berauschendem, lockendem Klange,
Und wem es gesungen, den mächtiglich zieht
Es hin zum Sirenengesange.

Eine goldene Krone vom Haupt ihr strahlt,
Es flattern die Locken, die dunkeln,
Und Siegesgewißheit im Antlitz sich malt,
Die Augen verheißungsvoll funkeln.

Der schlanke, aetherische Leib ist umwallt
Von einem güldnen Gewande;
Die wunderbar reizende Luftgestalt
Durchfliegt berückend die Lande.



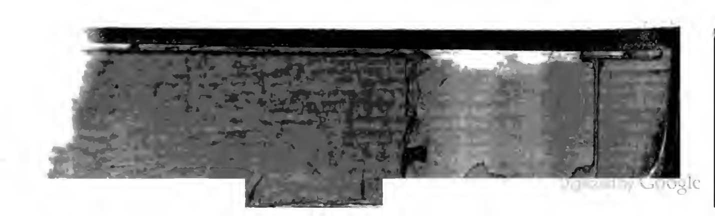
Und hinter ihr her in gigantischem Zug
Die Menschen athemlos rennen;
Es lechzen die Seelen nach glänzendem Trug,
Und die gierigen Blicke brennen.

Sie rennen und rasen in tobender Jagd,
Es sinken und stürzen so Viele,
Und hinweg über sie, noch bevor man's gedacht,
Die Andern stürmen zum Ziele.

Und Allen voran von Lust berauscht jagt
Ein blühender, kecker Geselle;
Er hat seine Seele, sein Leben gewagt,
Zu gewinnen die köstliche Stelle.

Und nahe und näher kommt er dem Bild,
Ihm wachsen im Fluge die Schwingen;
Ihren Odem schon trinkt er, so glühend und wild,
Das Herz will vor Lust ihm zerspringen.

Er streckt seine Hand, zu empfahn ihre Gunst,
Seine Augen leuchten wie Flammen,
Da zerrinnt das Gebilde in Nebel und Dunst,
Und schaudernd bricht er zusammen.



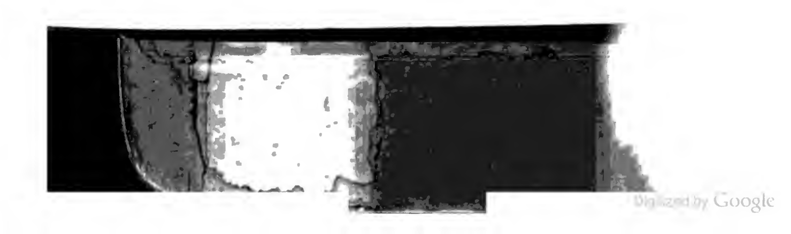
Abends am Meere.

Weich weht der Wind und es dunkelt,
Die Welt ist müde und ruht;
Auf dem Meere es blitzet und funkelt,
Es leuchtet die brandende Fluth.

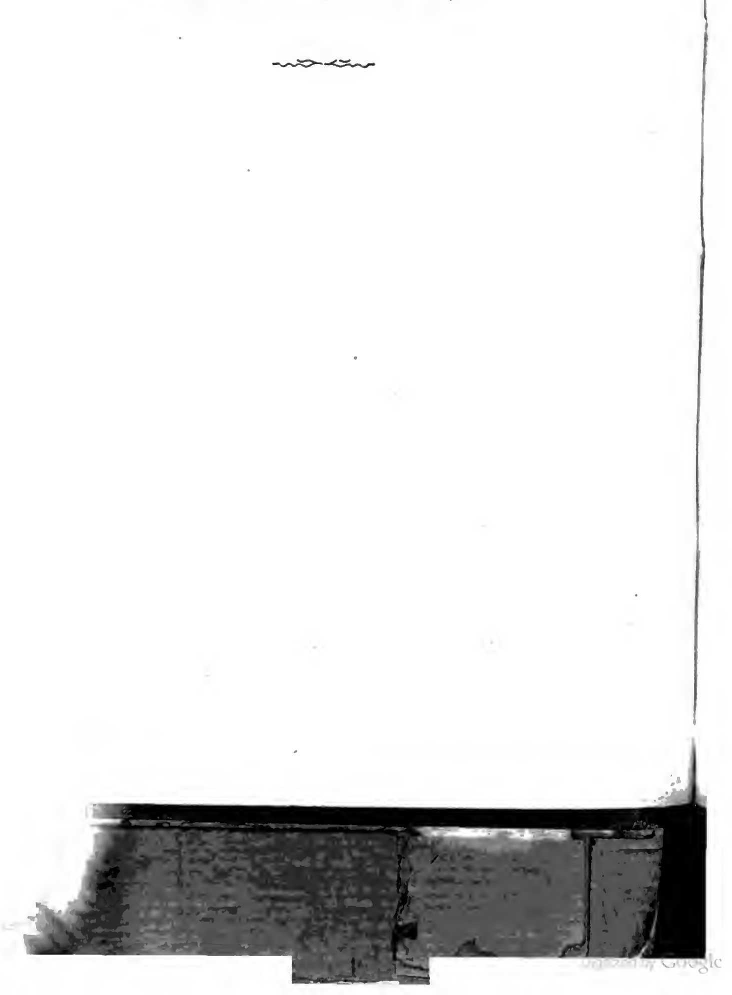
Das sind des Meeres Dämonen,
Die aus der Tiefe steigen empor,
Wo friedlich unten sie wohnen,
Ein fröhlicher Geisterchor.

Aus klugen Augen hernieder
Die Sternlein blicken so mild;
Des Meeres rauschende Lieder
Besingen ihr leuchtendes Bild.

Doch wenn sie zürnen und hassen
Die Geister auf Meeresgrund,
Dann rasen die Wassermassen,
Und finster ist's über dem Schlund.



Da sind wie mit Schleiern umzogen
Schon Himmel und Erde und Meer:
Es leuchten die rauschenden Wogen
Vielleicht schon morgen nicht mehr.



Dunkel flammen Deine Blicke.

Dunkel flammen Deine Blicke,
Und die Sonne scheucht sie nicht.
Meine Seele möcht' ich tauchen
In dies Meer von Himmelslicht.

Blick ich tief dir in die Augen
Kann ich dich so ganz versteh'n;
Nie, bei diesem Sternenglanze,
Wird die Liebe untergeh'n.

Kann ein finst'rer Gott zerstören
Dieser Augen Wunderhort?
Heil'ger Wahn, o, laß mich glauben
An Dein Auferstehungswort!



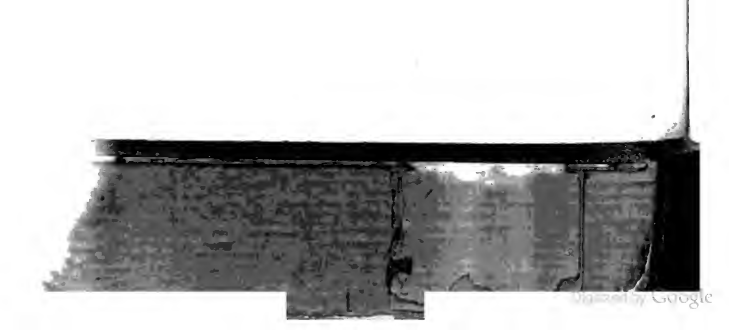
Ahasvera.

Ich seh ein Weib durchschreiten alle Lande
Mit stieren Blicken, abgehärmten Wangen,
Die Haare wild um Haupt und Schultern hangen;
Der schlaffe Leib im härenen Gewande.

Als ob hier wandelte die nackte Schande,
So faßt Besitz und Macht ein scheues Bangen,
Und Themis selbst fühlt heftiges Verlangen,
Zu schlagen jenes Weib in eh'rne Bande.

So wandelt es seit vielen — vielen Jahren.
Zuweilen nur sah man sein Auge flammen,
Wollt' es der Welt sein Elend offenbaren.

Dann schaarten sich Gesetz und Macht zusammen,
Ergriffen es bei seinen losen Haaren
Und straften es mit Hunger und Verdammen.



In meiner Seele sah empor ich steigen.

In meiner Seele sah empor ich steigen
Ein wunderlieblich anmuthvolles Bild,
Gleich einer Himmelsjungfrau zart und mild
Sah ich es nieder auf mein Lager neigen.

Und rings umher war feierliches Schweigen.
Ich trank den Odem ihrer Seele wild,
Von höchster Lust und Seligkeit erfüll't,
Glaubt' ich, die Herrliche so ganz mein eigen.

Da schwand das Bild. Ich streckte meine Arme
Wie nach entschwundnem Glücke sehnend aus:
Ach! ganz allein blieb' ich mit meinem Harme!

Wann, Gott der Liebe, führst du in mein Haus
Das Lichtbild wieder dieser dunkeln Erde?
Gieb, daß der Himmel, den du schufst, mir werde!



Titanenschicksal.

Du wirst nie ungestraft den Schleier heben,
Der deckt des Weltgeists tief geheimstes Walten,
Die Wunder, die er uns will vorbehalten,
Die Räthsel, deren Lösung wir erstreben.

Die Götter neiden dir dein ganzes Leben,
Wenn du es wagst, dich ihnen gleich zu halten,
Versuchst wie sie zu herrschen und zu schalten,
Am Weltenschicksal weise mit zu weben.

Wer reiner Wahrheit Fackel will entzünden
Und der Gesetze letzten Grund ergründen,
Der Welt ihn triumphirend zu verkünden;

Dem wird ein neid'scher Gott das Auge blenden,
Sein Wissen und sein Können jählings enden,
Sein schrankenloses Streben rückwärts wenden.

Vanitas.

Stern auf Stern vom Sternenhimmel
Auf die nächt'ge Erde fällt,
Und bei diesem Glanzgewimmel
Träum' ich eine schönre Welt.

Strahl auf Strahl schießt leuchtend nieder,
Und es rauscht der dunkle Wald,
Und im Busen keimen Lieder,
Und das Schöne wird Gestalt.

Doch wie jene Sterne sanken,
Sinket Wunsch auf Wunsch hinab;
Denn die Blüthen der Gedanken
Finden früh ihr eisam Grab.

Strahlenpracht und Waldesdunkel,
Wie ergreift ihr mir das Herz!
Und es zieht das Sterngefunkel
Meine Seele himmelwärts.



Wunsch.

Die Blätter, die freundlich
Die Muse mir gab,
O leget sie alle
Mir einst mit in's Grab!

Denn sollt' ich erstehen
Nach schauriger Nacht:
Die Blätter erblühen
Zu himmlischer Pracht!

Dann küßt mich die Muse
Wohl heißer, als je;
In Freude verwandelt
Ist irdisches Weh'.

Dann schlag' ich die Leier
In seliger Lust;
Dann strömt es gewaltig
Aus Herz mir und Brust.



Dann tönen die Himmel
Von ewigem Klang:
Unendliches Leben
Erblüht im Gesang!

Dir ist auf ewig eigen....

Dir ist auf ewig eigen
Des Lebens Ernst und Leid;
Und selbst aus deinem Lächeln
Blickt tiefe Traurigkeit.

Denn schnell entflieht die Freude,
Und immer bleibt der Schmerz.
Wie bist du unergründlich
Du kleines Menschenherz!

O traure nicht um irdisch Gut!

O traure nicht um irdisch Gut,
Verschließ' der Thränen Quell!
Erhebe dich mit frischem Muth:
Das Leben flieht so schnell!

Genieß' des Daseins reine Lust
Und wanke nicht im Leid:
Ein unersetzlicher Verlust
Ist sonst die Lebenszeit.

Sprüche.

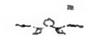
I.

Von Freundschaft zur Liebe —
Ein herrliches Ziel!
Von Liebe zur Freundschaft —
Ein Trauerspiel.

II.

Nur Der kann höchsten Ruhm erwerben,
Der ganz und gar der Zeit vergißt,
Wo Kunst und Kraft zu Ende ist,
Und schafft, als könne nie er sterben.

H. A. Bulthaupt.

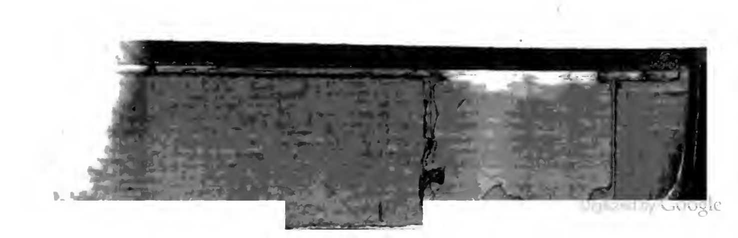


3*



Heinrich Alfred Bulthaupt,

geboren zu Bremen am 26. Oktober 1849, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1868 — 1872 die Rechte, nebenbei aber auch Aesthetik und Literatur zu Würzburg, Göttingen, Berlin und Leipzig. Nachdem er in letzterer Stadt den juristischen Doctortitel erhalten hatte, bereiste er Süddeutschland und darauf Rußland. Im Jahre 1873 trat er wieder eine Reise an, kam nach Kleinasien, der Türkei, Griechenland und Tunis und kehrte, nachdem er auch Italien kennen gelernt hatte, im September nach Deutschland zurück, um in Leipzig seiner Militairpflicht zu genügen. — Bulthaupt hat sich auch bekannt gemacht durch einige Compositionen Goethe'scher Lieder, hier haben wir jedoch nur seine schriftstellerischen Werke in's Auge zu fassen. Er ließ erscheinen: „Saul", ein Trauerspiel in 5 Aufzügen (Bremen 1872) und „Ein corsisches Trauerspiel" (Leipzig, Reclam jun.)

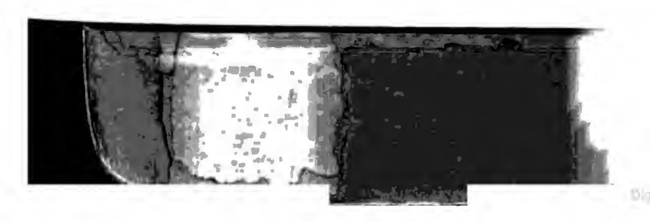


Die Akropolis.

In den Kelch der Ewigkeiten war ein neuer Tag
geflossen,
Zitternd auf Athenens Hochburg lag das Mondenlicht
ergossen,
Feierlich, ein Grab der Welten, ruhte sie in stillem
Schauer,
Schweigend ob den heil'gen Resten hielt die Nacht
die Leichentrauer.

Dieser Götterhallen Marmor, glanzvoll wie das Licht
des Tages,
Wich der düsteren Gewalt des blitzenden Vernichtungs-
schlages,
Was das Christenkreuz verschonte, hat der Türken-
mond verheeret,
Freche Hände der Gestalten wechselvollen Zug ver-
sehret.

Und du sankst in die Vernichtung, du, der diese Felsen
schwiegen,
Neue Götter, kalte, wilde, konnten deinen Reiz
besiegen:



Nicht der Kämpferin Athene glänzten diesen heil'gen Tempel,
Jeder Stein pries deinen Namen, trug, o Schönheit deinen Stempel.

Doch nun wüthen mit Vertilgung fessellos die Leidenschaften,
Und das Gold regiert, das falsche, daran Blut und Thränen haften;
Die der lang entthronten Göttin willig sich zum Dienst ergeben,
Haben für das Nichts gesammelt, und verloren ist ihr Leben! —

Stille war's, von tausend Sternen glitzerte die Himmelsveste,
Dumpf, in träumender Verzweiflung starrt' ich auf die heil'gen Reste —
Plötzlich war es mir, als regten sich die heil'gen Säulenleichen,
Wie zum Leben auferstehend aus des Todes Schattenreichen.

Und es klang in vollen Chören: Sei getrost und ohne Zagen,
Zwar die Säulen sind zerbrochen und die Pfosten sind zerschlagen,
Der uns Altar war, ein Sarkophag ist nun der Felsenhügel,
Aber über der Vernichtung schwingt der Geist die freien Flügel.

Die zu Göttern euch gewandelt, die den Erdkreis überwunden,
Schwebt dahin, der Rohheit lächelnd und dem Flattersinn der Stunden;
Wilde Sieger kann die Menschheit, doch die sanften nicht ertragen,
Denke dessen, der da herrschet, den ihr einst an's Kreuz geschlagen!

Aber kommen wird die Stunde, wo ihr, nach Erlösung schreiend,
Den geborstnen Tempel aufsucht, neue Opfer gläubig weihend,
An die Wolken dringt die Klage: schöne Göttin, auf, erwache!
Dann, dann ist die Zeit erfüllet, und es kommt der Tag der Rache.

Aber leicht sind ihre Lasten, und sie grollt in Harmonien,
Ihren Herrschenwagen sollt ihr froh an goldnem Zügel ziehen,
Diese Stätte, neugegründet, soll das Heiligthum der Erden,
Soll für Alle, die da leben, der geweihte Tempel werden.



Sanftes Schlagen wird dem Herzen und das holde
Maß dem Leben,
Die entflohne Götterruhe wird euch neu zurückgegeben;
Wenn ihr unter Sorgen keuchet, wenn Dämonen euch
umwinden,
Kommt zu ihres Tempels Schwelle, und ihr werdet
Ruhe finden.

Götter sanken in die Dämmerung, sanken hin und
neue kamen,
Aber sei getrost und wisse, Heil ist nur in ihrem
Namen,
Für die Ewigkeit gegründet wird im Glanz der Aureole
Sich die Schönheit wiederbauen eine Welten-
akropole.



Orientalisches.

I.

Allah wehrete die Trauben,
Doch er gab die kühlen Schatten,
Rosen gab er in den Lauben,
Süße Wasser, Wiesenmatten.

Seiner Erde gab er Farben,
Die dem dunklen Reich entschossen,
In dem gelben Land der Garben
Ließ er Mohn und Rade sprossen.

Darum gleicht der wunderprächtigen,
Uebertüncht das finstre Leben,
Dem durchwühlten, furchtbar nächtigen,
Schimmernd hellen Glanz zu geben.

Turban soll, es soll der Kaftan
Roth und blau und golden schauen,
Legt den strahlenreichen Tafft an,
Sternenäugig-schöne Frauen.

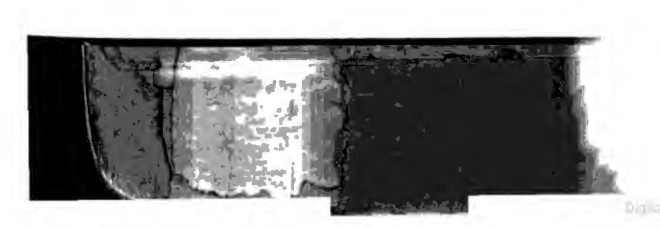


Und nun laßt die Saiten schwirren,
Brausen laßt das Tambourin,
Und genießet sonder Irren
Bis die schöne Zeit dahin!

II.

Schweren Südwind sendet Allah, der die Glieder uns
verweichliche,
Glatte Seide läßt er spinnen, Oele giebt er, weiche,
duftige;
Doch er läßt auch Wasser rinnen, helle Güsse, frische,
reichliche,
Und von Norden uns zur Kühlung kommt der Hauch,
der brausend luftige.

Scheltet nicht, daß wir genießen, was uns der Prophet
verstattete,
Es verflüchtigt mit der Stärke die zerstörende Begierde.
Wenn ein weiches Liebesleben unsre Glieder süß
ermattete,
Blieb die scheugewahrte zarte Sitte uns zu holder
Zierde.



III.

Auf weißen Leichensteinen
Zittert das Sonnenlicht,
Die einsame Cypresse
Wehret den Gluthen nicht.

Sanft lehnt, vom Tag ermüdet,
Vom heißen Wege bestaubt,
Auf den brennenden, schimmernden Marmor
Der Griechenknabe das Haupt.

Ihn und die Begrabenen wecket
Nicht das durchdringende Licht,
Ihn und die Begrabenen störet
Des Tages Lärmen nicht.

Ringsum geschäftiges Leben —
Die Müden sind's gewohnt —
Mit klingendem Spiele folgen
Soldaten dem Sichelmond.

Aus bauschigen Krügen schenket
Das Taksim-Wasser der Mohr,
Die Artischockenverkäufer
Zerreißen mit Schreien das Ohr.

Sanft träumt der schlafende Knabe,
Hier wachen das Glück und die Noth,
Es ruht im Tode das Leben
Und mitten im Leben der Tod.

Das Colosseum.

Zertrümmert, riesige Opferschale stehst
Du schweigend auf dem gesunk'nen Altar Roms,
Es streut die Zeit in deine Tiefen
Moder und Staub, die Saat des Todes.

Wie hat sonst Jugend und schönes Leben hier
Den Göttern lodernden Feuerdank gebracht,
Bis deine süßen Wohlgerüche
Pfäffischem Weihrauchsdunste wichen.

Du sankest, ewige Roma, sankst in's Grab,
Und nimmer glänzt dir der Auferstehungstag,
Bis nicht von deiner Gruft das düst're
Siegel des Tods, das Kreuz, gelös't ward.

Sonette.

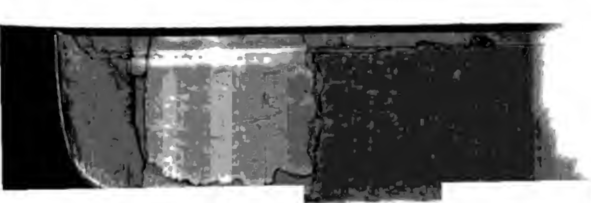
I.

O erste Liebe, der die Ew'gen grollen,
Weil du die höchste bist der Himmelswonnen,
Dir haben sie das tiefste Leid ersonnen,
Damit wir nicht zu Göttern werden sollen.

Mit argem Sinne haben dir die Hohen
Den Keim des frühen Tod's in's Herz gesenket,
Mit Thränen dich und Bitterniß gekränket,
Und Gift gegossen in den Kelch, den frohen.

Und wo zwei Seelen jugendlich sich finden,
Da steht der Trennungsengel schon zur Seite,
Und alle Schmerzen führt er im Geleite.

Dem Himmel muß die Hölle sich verbinden,
Dem hellsten Lichte folgt die Nacht der Blinden,
Damit der Mensch nicht aus der Menschheit schreite.



II.

An * * *

Der Kelch der Freuden blieb mir nicht verschlossen,
Wenn jetzt ein Gott mein Herz zusammendrückte,
So sei's, ich hatte, was das Leben schmückte,
Und höchstes Erdenglück hab' ich genossen.

Was aus dem Born der Wonnen auch geflossen,
Dein Lieben war's, das also mich beglückte,
Daß mich kein fürder Hoffen mehr entzückte,
Denn Alles hast du mir in's Herz gegossen.

Was könnte Weib und Mann mir noch gewähren,
Das ich in dir nicht schon gefunden hätte?
Was frommt ein wild zerstörendes Begehren?

Bei dir ist meiner Wünsche Ruhestätte,
Und wenn des Lebens Stürme mich versehren,
Bist du mein Port, in den ich mich errette.

Trost.

O glaube nicht, wenn Schmerzensschauer
Wild über deine Seele wehn,
Es werde aus dem Sturm und Dunkel
Die Sonne nimmer auferstehn.
O glaube nicht, wenn Alles finster
Und felsig dir entgegenstarrt,
Daß jede süße Rosenlaube
In Stein und Dorn verwandelt ward.

Uns hat ein sanfter Gott gesegnet
Mit tröstend wunderbarem Pfand,
Denn aus dem bittren Quell des Leides
Schöpft Balsam noch die Menschenhand.
Laß Seufzer deine Lippe lösen
Und rinnen laß der Thränen Fluß,
Ein kühlend Lüftchen wird die Klage,
Und selbst die Thräne wird Genuß.



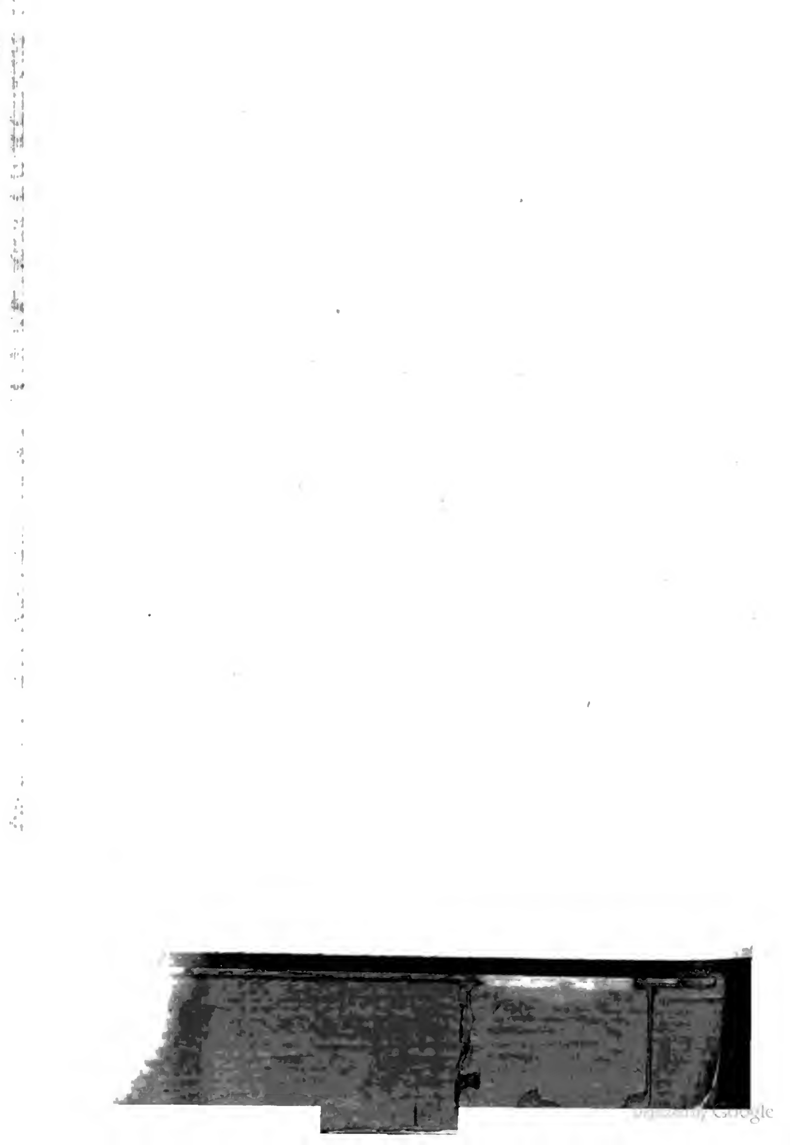
Und wenn von unerschöpften Güssen
Das müde Auge ganz versiegt,
Und wenn in namenlosen Leiden
Ein vielgeprüftes Herz erliegt —
Dringt nur ein einziger Strahl durch Wolken,
So weichet auch der schärfste Schmerz,
Und an die kleinste Freude schmiegt sich
Das glückbedürft'ge Menschenherz.



Im Mai.

Falscher Winter, was betrogst du mich mit schöner
Sommersonne,
Brachtest dem verlass'nen Busen ach! der Liebe ganze
Wonne —
Weh! nun bringt der Mai die Flocken und das
Unglück meinem Herzen,
Meine Lieb' hab' ich begraben und mir bleiben nur
die Schmerzen.





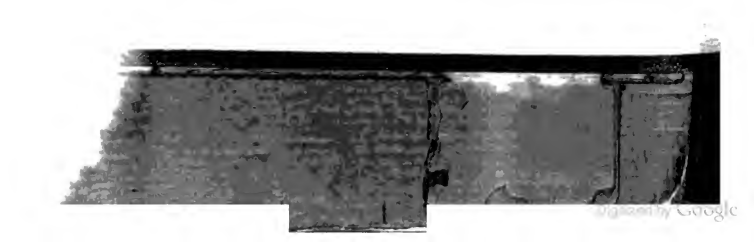
A. Daeves.





A. Daeves,

geb. im Jahre 1794, war Porzellanhändler in Bremen und redigirte den „Bürgerfreund“ von 1822—1840. Er starb am 1. Novbr. 1842. — Von ihm: „Gedichte“ (Bremen 1838).



Der Fischer.

Gern schau' ich hinab in die wogende Flut
Und sehe die Fischlein dort spielen;
Zum Herzen strömt schmerzend das brausende Blut;
Es treibt mich, die nimmer verlöschende Glut
In den schäumenden Wellen zu kühlen.

Es wechseln die Tage, es wechselt die Nacht
Den stillen Bewohnern der Wogen,
Nie hat sie des Schicksals unbeugsame Macht
Um harmlose Freuden des Daseins gebracht;
Die Hoffnung hat nie sie betrogen.

Die Wogen des Lebens — wie treulos, wie graus!
Sie schlagen wild heulend zusammen
Und strömen hinab in das düstere Haus
Und geben die Beute nie wieder heraus:
Der Schmerz zehrt mit ewigen Flammen.



Und Alles ist nichtig, und Alles ist Traum,
Ist Schatten auf schwarzem Gewande;
Dort locket die Blume am felsigen Saum,
Du nahest — die Blume zerrinnet zu Schaum;
Du selbst stehst auf treulosem Sande.

So wogt es im Leben hinauf und hinab,
Wie Wellen im nächtlichen Scheine;
Ein Friedensthal öffnet das schaurige Grab,
Der Müde steigt gern in die Tiefe hinab:
Dort winken des Palmenthals Haine.



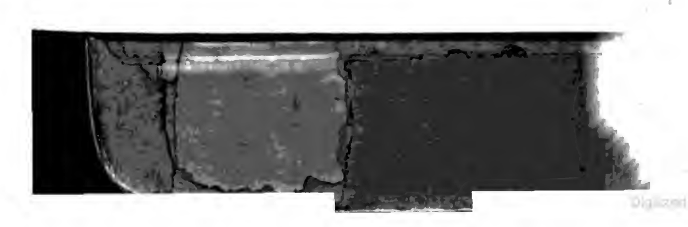
Sängerfreunden.

Die Sonne sinkt, – durch milde Blumendüfte
Neigt sich die Dämm'rung auf die stille Flur,
Und bei dem Hauche lauer Abendlüfte
Verbleicht des Tages letzte Rosenspur.

Die lauten Stimmen der Geschäfte schweigen,
Im Sternenschleier naht die milde Nacht,
Und jetzt — wo sich des Feldes Blumen neigen,
Hebt sich des Geistes reiche Farbenpracht.

Erinnerung — aus goldgewebter Ferne
Paart freundlich sich mit heitrer Phantasie;
Der reiche Kranz verheißungsvoller Sterne
Umschlingt das Paar in trauter Harmonie.

Und holde Bilder ferner Wonnezeiten
Ziehn vor des Sängers stillbewegten Sinn,
Berühren leis des Geistes zarte Saiten
Und tragen ihn in's Land der Dichtung hin.



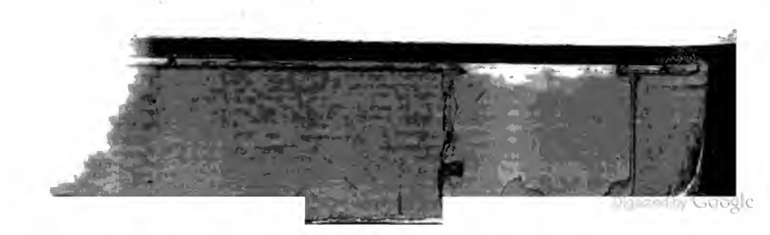
Warum soll er in das verarmte Leben,
Wo unter Dornen nur die Wahrheit blüht,
Nicht süßer Täuschung grüne Kränze weben? —
Wenn auch nur Traum, der mit dem Morgen flieht!

Der Rührung Thräne ist die Aganippe,
Aus der der Sänger die Begeist'rung trinkt;
Süß ist sein Lohn, wenn ihm von holder Lippe,
Aus sanftem Auge, stiller Beifall winkt.

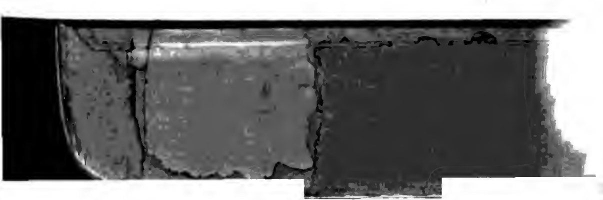
Hold strahlt das Bild, das in der Abendlaube
Ihm brautgeschmückt, in frommer Huld erschien;
Aus dem ihm Hoffnung und der schöne Glaube
An Menschenwerth und treue Lieb' erblühn.

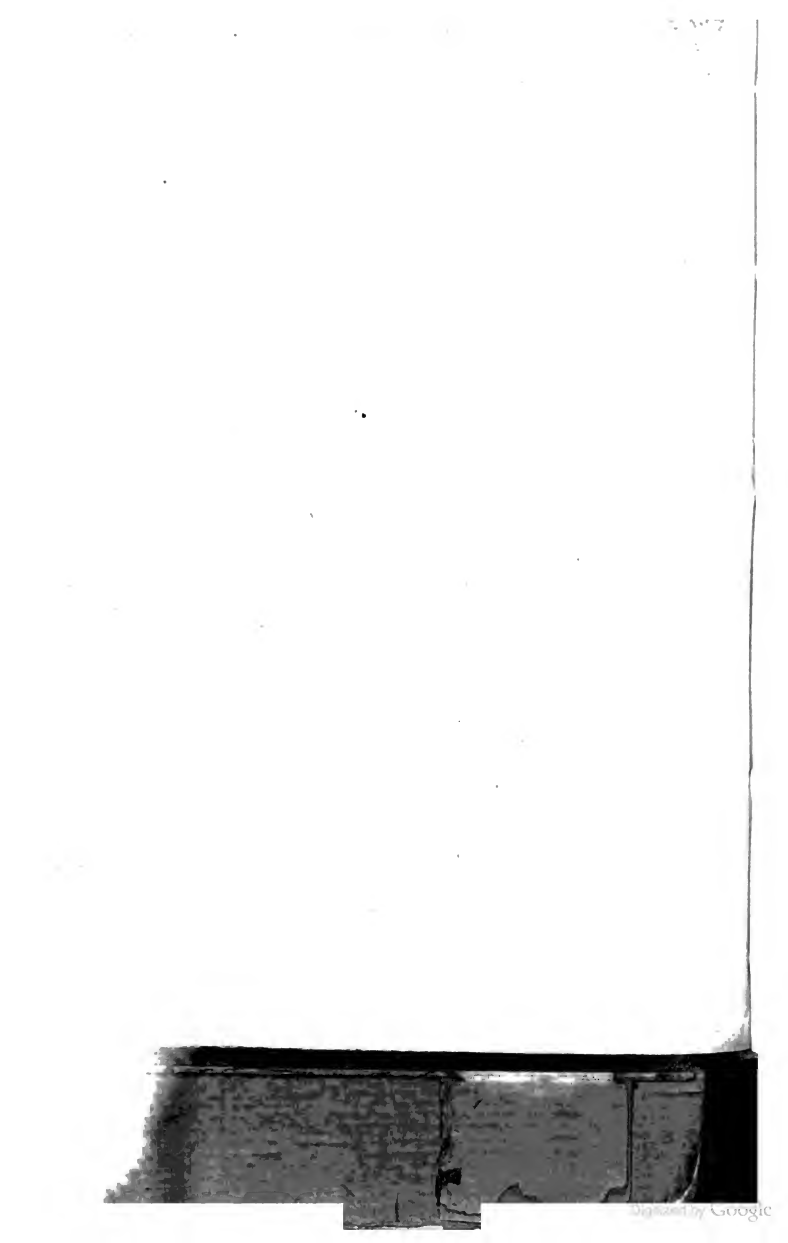
So zieht er fort! — des Lebens öde Weiten
Erblühen jung bei seiner Lieder Klang;
Was ihn bewegt, vertraut er seinen Saiten,
Was ihn erfreut, erzählet sein Gesang.

Ein tönend Lied und stillen Seelenfrieden,
Genügsamkeit und schöner Frauen Huld,
Das hat das Glück ihm liebevoll beschieden
Und um ihn her ein Leben ohne Schuld.



Sein ist das Bild, das in der Abendlaube
Ihm brautgeschmückt, in frommer Huld erschien;
Aus dem ihm Hoffnung und der schöne Glaube
An Menschenwerth und treue Lieb' erblühn!





Nicolaus Delius.



Nicolaus Delius,

geb. im Sept. 1813 zu Bremen, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich zu Bonn und Berlin sprachwissenschaftlichen Studien. Nachdem er 1838 in Bonn den Doctorgrad erworben hatte, lebte er in Bremen, England und Frankreich, bis er sich 1841 zu Berlin habilitirte. 1846 übersiedelte er nach Bonn, wo er 1855 eine Professur erhielt. — Er gab heraus: „Die Tieck'sche Shakspeare-Kritik" (Bonn 1846; „Der Mythus von William Shakspeare" (Bonn 1852); „Gedichte" (Bremen 1853); „Kritische Ausgabe der Werke Shakspeare's" (7 Bde. Elberfeld 1854—61) und andere Schriften und Uebersetzungen.



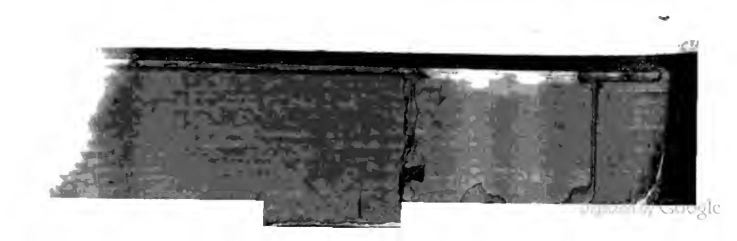
Camoëns.

Als ein gewaltiger Orkan die Fluth an Fels und
Klippe schlug
Und dann zertrümmerte das Schiff, das den verbannten Dichter trug,
Da hatte Jeder Geld und Gut zu retten durch den
Wogenschwall;
Camcëns aber hatte Nichts als ein Gedicht auf
Portugal.

Und Alle sprangen in das Meer, mit Gold beschwert
und goldner Zier;
Camoëns trug in seiner Hand nur eine Rolle von
Papier.
Und Alle riß hinab das Meer und barg ihr Gold in
seinem Schooß,
Ihn aber hielt die Well' empor und kühlte seine
Wange blos.



Und mit der Rechten rudert' er, indeß er mit der linken Hand
Festhielt sein Lusiadenlied, so schwamm er an den Ind'schen Strand.
Zwei Güter bracht' er mit sich da gerettet aus dem Wogenschwall:
Ein elend Leben für sich selbst, ein ew'ges Lied für Portugal.



Dante.

Durch die Straßen von Ravenna schritt der floren-
tin'sche Dichter,
Der die Göttliche Komödie schrieb als seiner Zeiten
Richter.

Und er sah es, wie die Knaben, welche auf dem Markte
spielten,
Da er ihnen schritt vorüber, ängstlich ihn im Auge
hielten.

Und er hört' es, wie der Eine leise seinen Namen
nannte
Und zu den Gespielen sagte: Sehet, das ist jener
Dante!

Jener Mann, der aus der Hölle wieder ist herauf-
gekommen,
Der den Leuten nun verkündet, was er drunten
wahrgenommen!



Seht nur, wie so schwarz er aussieht von der Hölle Feuerlohe! —
Und sie wichen scheu zurücke, da vorüber schritt der Hohe.

Doch er sprach mit bitterm Lächeln: Fürchtet Nichts von mir, ihr Knaben,
Glaubet nicht, daß ich mich jemals in die Unterwelt begraben:

Daß ich dort erst hab' entdecket jene Sünden, jene Qualen,
Die ich mit getreuen Farben nach dem Leben konnte malen.

Schon hier oben fand ich Alles, was ich wie von dort berichtet,
Und hier oben ist die Hölle, die ich einfach nachgedichtet.



Die Tochter der Herodias.

Dies Haupt ward mir von deinem Ehgemahle,
O Mutter, von Herodes mir bescheeret,
Dies Haupt hab' ich auf dein Geheiß begehret,
Da vor dem Fürsten ich getanzt im Saale.

Er schwelgte, halbberauscht, beim üpp'gen Mahle
Und rief: Wähl' eine Gunst; sie sei gewähret!
Da sprach ich, wie du, Mutter, mich's gelehret:
Gieb mir das Haupt des Täufers in der Schale. —

So letze dich am Blute des Gerechten
Und freue dich, daß jetzt die Lippen schweigen,
Die einst so streng mit dir gewagt zu rechten.

Mich aber lasse niemals mehr den Reigen
Anführen, noch zum Tanz die Locken flechten,
Seit mir dies Haupt im Tod sich mußte neigen.



Serenade.

Wenn sich von der Himmelswacht
Die Sonne fortbegeben,
Sieh, wie Spanien rings erwacht
Zu erfrischtem Leben,
Wie es kos't und spielt und lacht;
Doch am schönsten ist die Nacht,
Die Nacht in Salamanca.

Wenn des Mondes Strahlen sacht
Sich zauberisch verweben
Wie ein Netz vertausendfacht
Um der Fenster Reben,
Um Balkons von goth'scher Pracht,
Ist am schönsten doch die Nacht,
Die Nacht in Salamanca.



Wenn von Lieb' in Schwung gebracht
Guitarrensaiten beben,
Und die Töne gluthentfacht
Auf zum Fenster schweben,
Wo die Holde lauscht und wacht:
Ist am schönsten doch die Nacht,
Die Nacht in Salamanca.

Ständchen.

Laß mich an der Linde
Mit der Laute stehn,
In der Nacht, da linde
Sommerlüfte wehn.

Und der Duft der Bäume,
Sang und Mondenschein,
Ziehn als holde Träume
In Dein Fenster ein.

Um Dein Lager schlingen
Sie den leichten Chor,
Ihre Lieder klingen
Schlummernd Dir in's Ohr.

Ihre Schwingen fächeln
Milde Luft Dir zu,
Und sie sehn Dich lächeln
Gleich als wachtest Du;



Sehen Dich und klagen,
Daß so kurz die Frist,
Sehen Dich und sagen,
Wie so schön Du bist! —

Bis zu früh, o Traute,
Uns der Morgen tagt,
Der uns Mond und Laute,
Sang und Duft verjagt.



An Helene.

Es richtet sich zu Dir empor
Mein leises, leises Flehen;
O laß es Dir zu Aug' und Ohr
Und auch zu Herzen gehen.

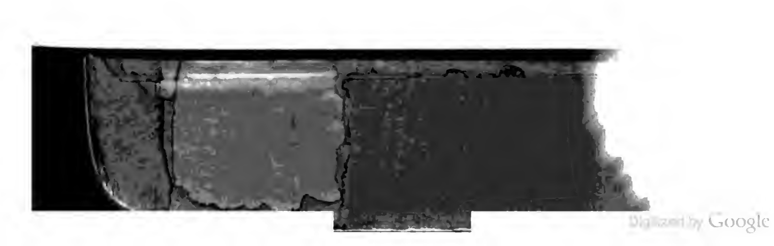
Du steckst so manches Herz in Brand
Mit Deinem Reiz, wie Jene,
Die alle Helden überwand,
Die griechische Helene.

Doch Du bist lieblicher als dies
Homerische Gebilde;
Wie Engel sind im Paradies,
So bist Du gut und milde.

Und wie Dein Reiz ein Wunder ist,
Kann er auch Wunder wirken,
Ganz frei von zeitlich enger Frist
Und räumlichen Bezirken.



Das größte Wunder werde dann
Durch Dich mir bald zu Theile:
Von Deinem schreibesäum'gen Mann
Nur eine einz'ge Zeile!

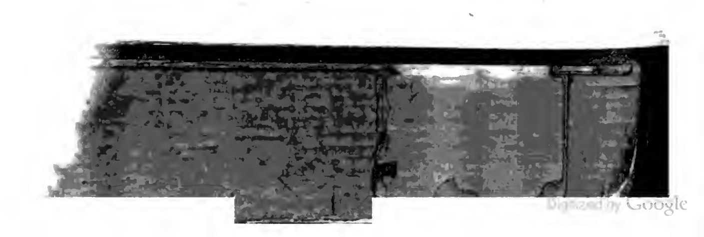


Frommes Gedächtniß.

Daß wie zu meinem Sterne
Zu Dir empor ich sah,
Wie liegt das nun so ferne
Und war mir doch so nah!

Mit ganzem Selbstversenken
Hatt' ich mich Dir geschenkt;
Nun muß ich Deiner denken,
Wie man der Todten denkt;

Der Todten denkt, von denen
Man fürder Nichts begehrt,
Die kein vergeblich Sehnen,
Die nur Erinn'rung ehrt.

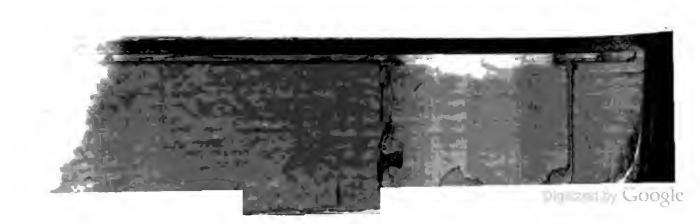


Arthur Fitger.



Arthur Fitger

wurde im Jahre 1840 zu Delmenhorst im Groß-herzogthum Oldenburg geboren, widmete sich der Malerei und vollendete seine künstlerischen Studien in München, Antwerpen und Paris, um dann während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom die ersten selbständigen Werke zu schaffen. Jetzt lebt er in Bremen, als Historienmaler und Schriftsteller auf kunstgeschichtlichem Gebiete thätig. Die nachfolgenden Dichtungen sind dem von Rodenberg herausgegebenen „Salon“ entnommen. — Von ihm erschienen: „Roland und die Rose“. Episches Gedicht. (Oldenb. 1871); „Adalbert von Bremen“. Trauerspiel: (Ebd. 1873); „Albrecht Dürer in Bologna. Johann Kepler.“ Zwei (Festspiele. Bremen 1872).



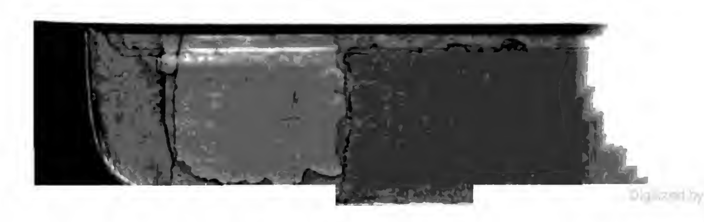
Gebirgsritt.

Ich ritt auf steilem Felsgebirg,
Der Abgrund unten klaffte,
Wo sich auf weißem Klippenpfad
Der Strom ein Bett verschaffte.

Der Abgrund klafft, der Abgrund gähnt,
Mich faßt ein schwindelnd Grauen;
Ich muß mich dir, mein Eselein,
Gelassen anvertrauen.

Und thust du einen falschen Schritt,
Wir stürzen in's Verderben;
Mit unsren Leibern mästen dann
Die Geier ihre Erben.

O Eselein, stets hab' ich dich
Und dein Geschlecht verachtet,
Die ihr so sicher und philiströs
Des Lebens Klippen betrachtet.



Die ihr vor lauter Langerweil
Nie einen Fehltritt thatet,
Und mit dem Dämon der Gefahr
Nie in Conflict gerathet.

Doch Noth lehrt beten, Eselein,
Und heut' lern' ich dich schätzen!
O könnt' auf diesen Felsen ich,
Wie du, die Füße setzen!

An manchem Abgrund, das weiß Gott,
Wär' ich vorbei geholpert;
Doch grad' weil ich kein Esel war,
Bin ich hinein gestolpert!

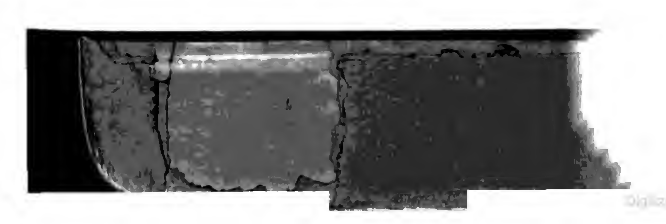
Beim Wein.

Durch das Dach von dunklen Bättern
Zieht der Nachtwind feucht und kühl,
Und es zuckt von fernen Wettern
Leuchtend gelber Blitze Spiel.

Finster sitz' ich und alleine
Und bedenk' der Dinge Lauf,
Und aus meinem goldnen Weine
Tauchen alte Bilder auf.

Durch die Welt bin ich gewandelt,
Nahm die Welt, wie sie sich giebt;
Viele haben mich mißhandelt,
Wen'ge haben mich geliebt!

Das Gewölk, das donnerschwere,
Löst in Regen sich gemach;
Durch die reine Atmosphäre
Dämmert schon der junge Tag.



Und mit Andacht und Verständniß
Setz' ich fester mich an's Glas.
Seltsam ist doch die Bewendniß
Um solch' edles Traubennaß!

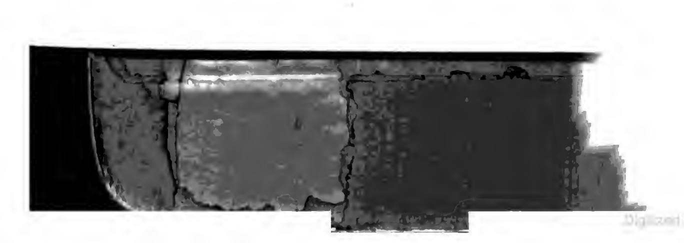
Vater Bacchus, o du schlauer
Liebenswürd'ger Optimist;
Wie man doch des Lebens Trauer
Allgemach bei dir vergißt!

Ist denn Alles ganz verwandelt?
Wie sich Bild auf Bild verschiebt!
Wen'ge haben mich mißhandelt,
Viele haben mich geliebt.

Max Freidank.

(Julius Eduard von Cölln).





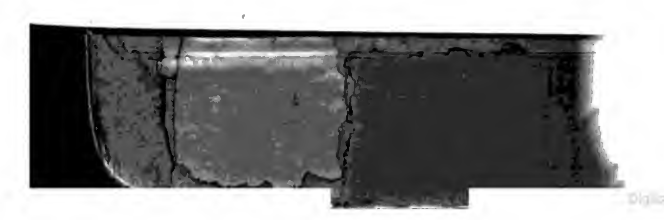
Julius Eduard von Cölln

wurde geboren am 8. Oktober 1821 zu Bremen und lebt daselbst als Kaufmann. — Veröffentlichte unter dem Pseudonym Max Freidank seine „Gedichte“ (Elberfeld 1865.)

Abendfeier.

Die Berge seh' ich ragen
Im goldnen Abendschein,
Wie mag ich's fürder tragen,
Gebunden hier zu sein.
Wenn auch in alten Schriften
Der Geist nach Schätzen späht,
Fort lockt das Grün der Triften,
Des Waldes Majestät.

Es wirkt ein heimlich Weben
Im Wald und auf der Flur,
Das ist von Geist und Leben
Die wunderbare Spur,
Aus jenem Quell geflossen,
Der auch das Licht gebar,
Das feierlich ergossen
Dort um den Bergaltar.

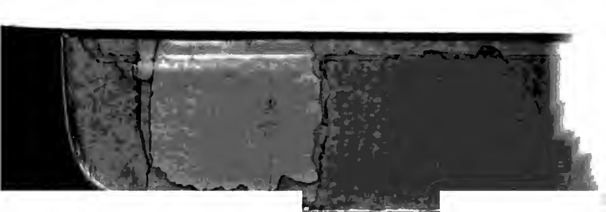


Bis hoch zur Bergesstirne
Trägt mich der flücht'ge Fuß,
Ich biete von der Firne
Dem Glüh'n den Scheidegruß.
Noch einmal seh' ich flimmern
Das Sonnenangesicht,
Und mit dem letzten Schimmern
Versinkt das holde Licht.

O, liebliches Entgleiten,
Entschlaf'ner Purpurschein!
Die Dämm'rung hüllt die Weiten
In graue Schatten ein.
O Ruhe, heil'ges Schweigen,
Fern dem Geräusch der Welt,
Das nach des Tages Reigen
Der Seele wohlgefällt.

Im blassen Aether funkelt
Der klare Abendstern;
Doch in den Thälern dunkelt
Es tiefer nah und fern.

Jetzt naht auf feuchten Schwingen
Der Nachtwind kühl und weht;
Und in der Seele ringen
Mir Lieder und Gebet.



Heimath.

Wem Gott die rechte Gnade giebt,
Den läßt er bei den Seinen,
Denn schöner als der Liebe Glanz
Kann keine Sonne scheinen.

Wenn einsam ich im fremden Land
Gebirg' und Wälder sehe,
So füllt sich doch bei aller Pracht
Die Seele mir mit Wehe.

Und rauscht das Meer am Felsen auf,
Und wallt in blaue Ferne,
So seh' ich's seufzend, schau' empor
Weinend zum Dom der Sterne.

Was soll mir all' die Herrlichkeit,
Ist mir die Brust zerrissen;
Muß ich den trauten, warmen Druck
Von theurer Hand vermissen!

Sonett.

Wie lange sollen meine Lieder schweigen?
Ist denn der Dichtung Ton in mir verklungen,
Verstummt die Kehle, die so oft gesungen,
Ist des Gesanges Kunst nicht mehr mein Eigen?

Wie zieht's mein Herz nach jenem Götterreigen,
Den holde Musen freudenreich geschlungen,
Wo ich so oft im kühnen Tanz geschwungen
Die Göttin, welche mir sich mochte neigen.

Doch jetzt hat mich des Lebens Ernst bemeistert,
Er stellt entgegen sich dem süßen Spiele,
Verscheucht der Jugend goldne Himmelsträume.

Das Schöne, welches früh mich schon begeistert,
Es bleibt mir, nur verändert sind die Ziele;
Das Land taucht aus dem Ocean der Schäume.



Meiner Schwester!

Es birgt in der Berge gewaltigem Schacht
Ein edles Metall sich in köstlicher Pracht,
Das glänzt wie die Sonne so mächtig und hold,
Das glühende, strahlende, lautere Gold.

Und tief in des Meeres krystallener Nacht,
Da flimmert die herrliche Perle voll Pracht,
Ihr Wesen ist Reinheit und Schönheit ihr Kleid,
So schlummert im Meer sie für ewige Zeit.

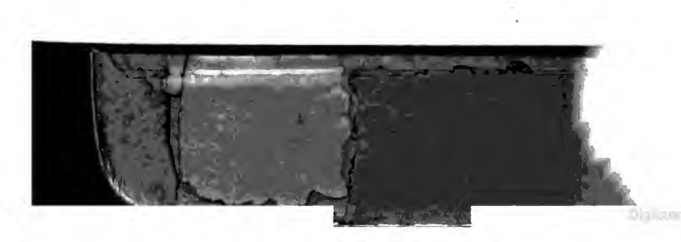
Dein Herz sei des Berges gewaltiger Schacht,
Dein Herz sei des Meeres krystallene Nacht,
Laß' Gold und laß' Perle, so köstlich und rein,
Dir Treue und Unschuld, die göttlichen, sein.

Auf dem Krankenlager an meine Eltern.

Ach, wie groß nach Euch mein Sehnen,
Könnten's Worte Euch doch sagen,
Könntet sehn Ihr meine Thränen,
Hören meine bittern Klagen!

Einsam hingestreckt im Leiden,
Schwinden Tage mir und Nächte,
Grausam scheinen sich zu weiden
An der Qual die Himmelsmächte.

All' mein Beten ist vergebens,
Fruchtlos all' mein heißes Flehen;
Auf das Düster solchen Lebens
Scheint kein Sonnenblick zu sehen.



Getrost.

Den Planeten, der dich hegt,
Bleicht des Winters eis'ger Schauer,
Und die weite Erde trägt
Rings ein weißes Kleid der Trauer.

Doch des Winters kurze Qual
Flieht einst vor des Lenzes Glühen;
Also wirst auch du im Strahl
Deiner Lebenssonne blühen.

Drum vergiß dein kleines Leid,
Deines kurzen Wegs Beschwerde,
Tropfen du im Meer der Zeit,
Staubkorn du ein Bau der Erde.

Welch ein Kampf bewegt die Welt,
Welch ein Ringen und Entstehen!
Sieh am blauen Himmelszelt
Sterne ihre Bahnen gehen. —





August Freudenthal.





Aug. Freudenthal,

geboren am 2. September 1851 zu Fallingbostel in der Lüneburger Haide, lebte mehrere Jahre als Hauslehrer im Lüneburgischen und später in Stade und Ringstedt bei Bederkesa, seit 1870 in Bremen. —

Gedichte von ihm in der „Deutschen Dichterhalle“ 1873/74, „Kalbeck, Deutsches Dichterbuch“, „Franz Brünner, Volksschullehrer in der Nationalliteratur“ ꝛc.



Rheinvision.

Das Mondlicht strahlt allnächtig
Eine Brücke über den Rhein,
Die leuchtet und schimmert prächtig
Wie heller Demantschein.

Zu Ingelheim die Glocken
Beginnen zu läuten leis,
Da wandelt in silbernen Locken
Zum Rhein ein hehrer Greis.

Der Kaisermantel breitet
Sich um den stolzen Leib,
Und ihm zur Seite schreitet
Ein blühend schönes Weib.

Tiefschwarze Locken umdunkeln
Ihr Antlitz weiß und klar,
Und ihre Augen funkeln
Wie Sterne wunderbar. —



Und über die Brücke schreiten
Kaiser und Kaiserin.
Mit leisem Gemurmel gleiten
Die Wellen darunter hin.

Und in das Geläute des Domes
Mit seinem ernsten Klang
Ertönt aus der Tiefe des Stromes
Der Nixen Zaubergesang. —

So schreitet allnächtig der Kaiser
Herüber von Ingelheim,
Zu mustern die Rebenreiser
Im Berg zu Rüdesheim.

Heine im Louvre 1848.

Wer ist es, der so mühsam
Empor zum Louvre steigt
Und kummervoll das blasse
Und edle Antlitz neigt?

Das ist der Fürst der Lieder,
Der Liebling des Apoll,
Aus dessen Dichterseele
Ein Strom des Schönen quoll.

Jetzt ist sein Herz zerrissen,
Gebrochen ist sein Muth;
Er hat der Welt gegeben
Sein bestes Herzensblut! —

Und schwankend in die Halle
Der kranke Sänger tritt,
Die er im Jugendmuthe
So fröhlich einst durchschritt.



Und wie er matt den müden
Umflorten Blick erhebt,
In tiefem Schmerzensschauer
Die Seele ihm erbebt.

Es strahlt ihm hehr entgegen
Sein holdes Ideal,
Die Venus ist's von Melos
Auf hohem Piedestal.

Und, tief in's Herz getroffen,
Er mühsam zu ihr hinkt;
Zu ihren Marmorfüßen
Er weinend niedersinkt.

„Dir sang ich meine Lieder,
Du hehres Götterweib!
Jetzt ist mein Herz gebrochen,
Und siech und krank mein Leib!

Dir sang ich jene Lieder,
Die eine Welt entzückt!
So nimm hinweg den Kummer,
Der meine Seele drückt!



Sieh mich zu Deinen Füßen,
O Göttin, weiß wie Schnee,
Und lindre meine Qualen,
Und stille Du mein Weh!“

So lag er weinend lange
Am hohen Piedestal. —
Das war des Dichters Abschied
Von seinem Ideal!

7

Begegnung.

Du schlankes Kind in blonden Haaren
Am Arm der alten kranken Frau,
Wie ich so gern dir in die klaren
Und seelenvollen Augen schau!

Wie strahlt mir hell daraus entgegen
Des innern Friedens Widerschein;
Von keines Unglücks Thränenregen
Scheint je ihr Glanz getrübt zu sein!

Noch blieb kein Stäubchen an dir haften
Vom Kummer, den das Leben schickt;
Noch hat der Sturm der Leidenschaften
Dich, holde Knospe, nicht geknickt!

Noch gelten alle deine Sorgen
Der alten schwachen Frau allein!
O möchte wie am Lebensmorgen
Dein Herz am Lebensabend sein!

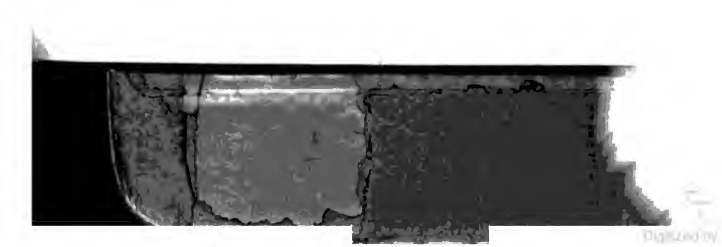
Liedeskuß.

In rosenfarb'nem Gewande,
Umrankt von wildem Wein,
Stand'st du auf der Verande
Im Abendlicht allein.

Die dunklen Locken umsäumten
Dein liebliches Gesicht;
Die dunklen Augen träumten
Und strahlten in magischem Licht. —

So träumt die schwellende Rose
In stiller Nacht am Strauch,
Wenn sie mit süßem Gekose
Umspielt des Nachtwinds Hauch.

Es küßt sie leicht und lose
Das silberne Mondenlicht!
So küsse dich, liebliche Rose,
Dies arme kleine Gedicht!



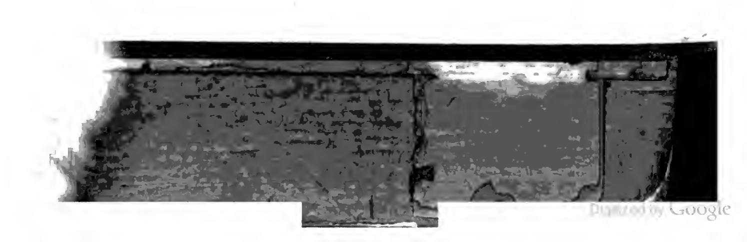
Liebesnacht.

Wohl war auf weiter Runde
Kein Menschenlaut mehr wach,
Als ich zu nächtlicher Stunde
In deinen Armen lag.

Da schmolzen die Seelen zusammen
In heißer Liebesgluth;
Wir löschten vergebens die Flammen
Mit unsrer Küsse Fluth. —

Und als ich fortgegangen,
Sah ich im Morgengrau'n
Auf deinen Rosenwangen
Die lichten Thränen thau'n.

Und als ich still und selig
Dahin zog durch die Flur,
Da sah ich funkeln unzählig
Im Grase der Thränen Spur.

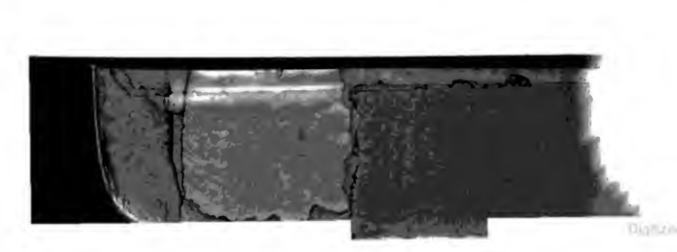


Gleichniß.

Der Rosenknospe gleichst du, Kind,
Die schlummernd noch im Kelche ruht,
Bis sie der laue Sommerwind
Erweckt zu voller Lebensgluth.

Und küßt dich einst im Abendgold
Ein Jüngling heiß und nennt dich sein,
Da glühst auch du verschämt und hold
In vollem Rosenpurpurschein.

Dann möcht' ich wohl vorüber gehn
Und schauen dir ins Angesicht,
Und zu des Himmels Stürmen flehn:
„Entblättert diese Rose nicht!"



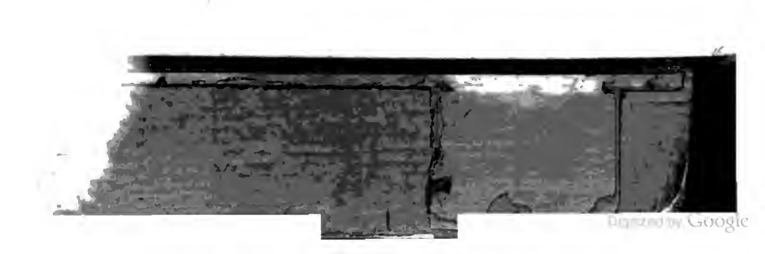
Up wide Haide.

(Lüneburger Mundart.)

Up wide Haide so ganz alleen,
Wenn baben blinkern de Steern,
Dar hew ick so deep in de Ogen di sehn,
Di küßt un drückt, min Deern!

Up wide Haide so ganz alleen,
Woll ünnern Machannelboom,
Da wören wi sicher, da stör us nich Een
In usen seligen Droom.

Up wide Haide so ganz alleen —
Wie loppt de Tid vörbi! —
Du liggst nu lang'n ünnern Kerkhofssteen,
Un ick, ick ween üm di.

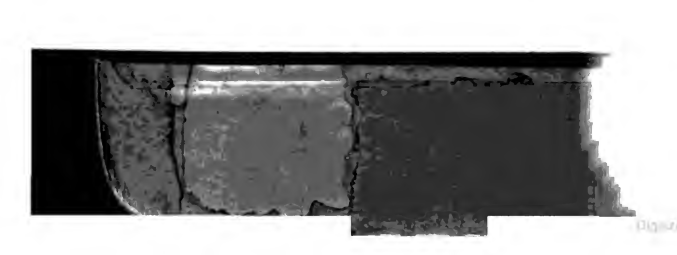


Frühlingsankunft.

Die Erde zog ihr Brautgewand
Hervor aus schwarzem Schrein.
Nun sprossen weithin übers Land
Viel tausend Blümelein.

Da kommt mit Pauken und Schalmei'n
Ein Jüngling durch die Au;
Ihn grüßt der goldne Sonnenschein,
Ihm lacht die Blum' im Thau.

Der Winter, alt und kalt und grau,
Verläßt in Hast das Land.
Die Erde, seine junge Frau,
Reicht froh dem Lenz die Hand!



Herbstgedanken.

Der Herbststurm fegt das Stoppelfeld,
Der Sommer zog von hinnen;
Und bald wird für die weite Welt
Der Winterschlaf beginnen.

Die Schwalbe zieht dem Süden zu
In sonnig schöne Weiten.
Nun magst, mein armes Herz, auch du
Zum Abschied dich bereiten!

Dir wird des Lebens goldne Zeit
Kein Frühling wiederbringen.
Fern magst du in der Einsamkeit
Dein todtes Glück besingen!

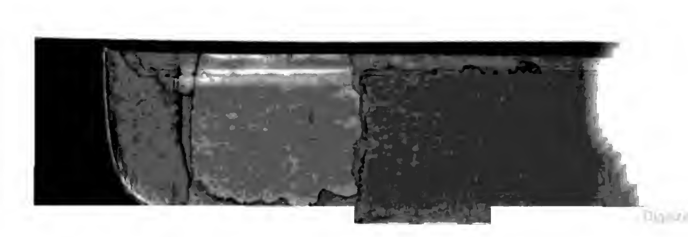
Letzter Trost.

Ob in des Lebens wildem Drange
Die letzte Stütze mir zerschellt,
Mir wird nicht weh, mir ist nicht bange:
Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Mein Reich ist, wo die Sterne thronen
In ewig klarer Herrlichkeit;
Mein Reich ist, wo die Götter wohnen,
Von allem Erdenweh befreit

Mein weites Reich ist der Gedanke,
Mein Scepter ist die Phantasie;
Ob Erdenjammer mich umranke,
Doch macht er mich zum Sclaven nie!

Wohl mag den schwachen Leib er beugen,
Ihn niedertreten in den Staub,
Doch den die Götter selbst erzeugen,
Der Geist fällt nimmer ihm zum Raub!



Mir wird nicht weh, mir ist nicht bange,
Ob auch die letzte Stütze fällt;
Ich trotze kühn dem Erdenzwange:
Mein Reich ist nicht von dieser Welt!



Lied eines Fahrenden.

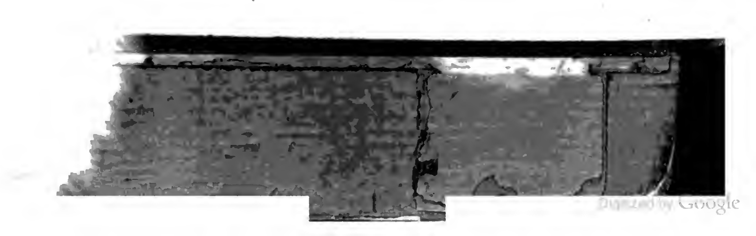
Nach einem Liede vom Jahre 1620.

Zu früh bin ich geboren,
Zu früh für meinen Ruhm;
Und wär' für mich erkoren
Das deutsche Kaiserthum,
Hätt' ich den Zoll am Rheine
Und wär' Venedig mein:
Es wäre doch verloren,
Es müßt' vertrunken sein!

Mit ewig heitrer Stirne
Durchwandre ich die Welt,
Und küsse jede Dirne,
Sobald sie mir gefällt.
Ich geh' von Haus zu Hause
Und fehle nie beim Schmaus!
Drum sieht's in meinem Hirne
Auch niemals traurig aus!

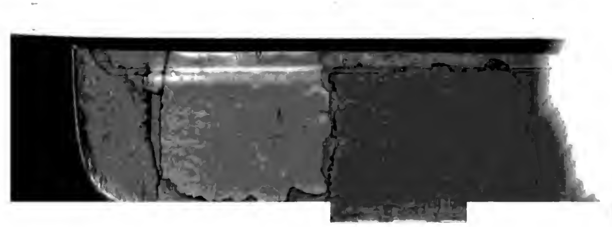


So will ich denn nicht sorgen,
Ob alles heut verzehrt,
Und warten, bis mir morgen
Der Himmel mehr bescheert!
Du Füchslein in der Wilde,
Du bist mein Ebenbild
Im Wandern und im Borgen,
Und Gott schützt dein Gefild!



Wilhelm Fricke.





Wilh. Fricke,

geb. in Bremen am 2. Febr. 1809. Sein erstes Gedicht erschien 1824 im „Bürgerfreund“ und erregte Aufsehen, weil der Verfasser erst 15 Jahre zählte. Im Jahre 1830 gab er mit Feilner die „Aurora“ heraus, und 1834 erschienen 2 Lustspiele von ihm bei Franz in München. Nach einem längeren Aufenthalt in Tirol, Italien und der Schweiz erschienen 1836 seine „Wanderungen“. Im Jahre 1838 übernahm er die Redaction des „Brem. Unterhaltungsblattes“ und führte dieselbe 13 Jahre lang. In diesem erschienen vielfache poetische und prosaische Arbeiten von ihm. Nach einer Reise durch Rußland und Scandinavien redigirte er von 1840 an das „Bremische Volksblatt“ und das „Volksblatt“, welches bei Gefflen erschien. 1852 ging Fricke nach England und später nach Paris und Rom. Nach seiner Rückkehr gab er mehrere englische Lehrbücher heraus, ließ auch eine Ausgabe des „Robinson Crusoe v. Defoe“ drucken. Auch übernahm er für einige Zeit die Red. der „Hansa.“ Von 1855 an widmete er seine Thätigkeit dem „Courier.“ 1856 erschien seine „Geschichte des Brem. Stadttheaters“. — Auch für auswärtige Blätter lieferte er früher häufig Beiträge; so z. B. für den „Telegraph“ von Gutzkow, den „Komet“ von Herloßsohn, die „Europa“ von Lewald, die „Leipziger Theater-Chronik“, die „Augsb. Allgemeine Zeitung“ rc.

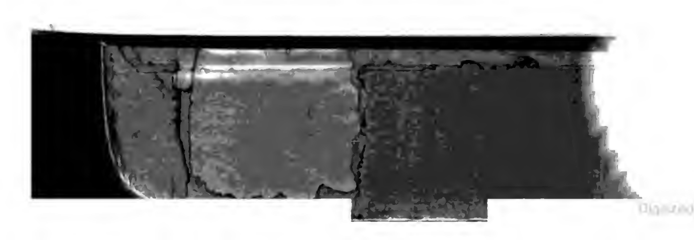
An die Morgensonne.
(1824.)

Aus rosig erglühenden Thoren
Dringt freundlich dein segnender Schein,
Vom Herrscher des Weltalls erkoren,
Der Schöpfung das Licht zu verleih'n.

Dein lieblicher Strahl weckt uns wieder;
Was Nachthauch verhüllte, verblüht;
Im Haine ertönen die Lieder,
Anbetung erfüllt das Gemüth.

Du strahlst voll belebender Milde,
Anbetung dem, der dich gesandt,
Der dir in dem Sternengefilde
Den Thron, den nie wankenden, fand.

Du rufest die schlafenden Bäume
Im Frühling ins Leben zurück,
Erwärmst die erstarreten Keime,
Und Freude entsprießt deinem Blick.



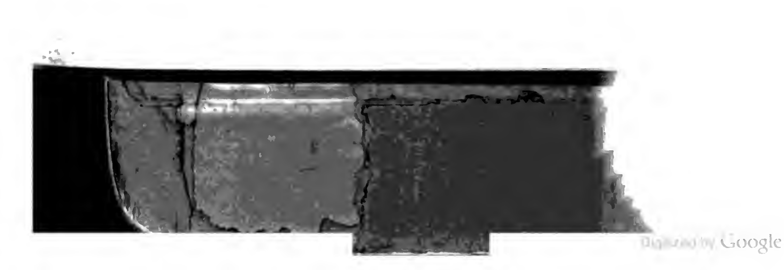
Laß freundlich und segnend ihn weilen
Auf uns, auf der ganzen Natur;
Wie hastig die Stunden auch eilen,
Erhelle nur du ihre Spur!

Die Bremer Wallanlagen.

(1874.)

In keine Rinde eingeschrieben,
Auf keinem Steine find' ich hier
Den Namen nur. Nichts ist geblieben!
So dankte deine Mitwelt dir!

Die Nachwelt könnt' es auch vergessen,
Drum schreib' ich auf dies leere Blatt—
Ein Denkstein sei es unterdessen —
Daß Altmann sie geschaffen hat.



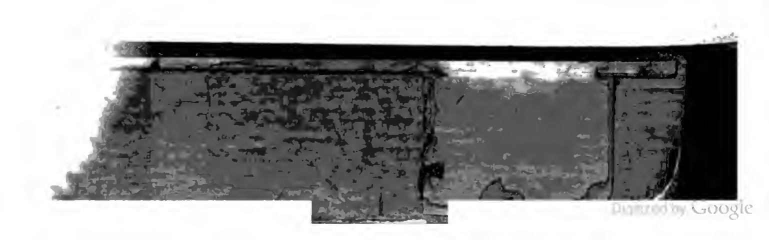
Die Rose der Rosen.

(1874.)

Viel Rosen blühn auf der Erde,
Und leider! stets welken sie;
Nur Eine blüht unter der Erde,
Und diese verwelket nie.

Sie duftet wohl drei Jahrhundert'
Und wird noch Jahrhunderte blühn;
Von Tausenden ward sie bewundert,
Hat Tausenden Labung verlieh'n.

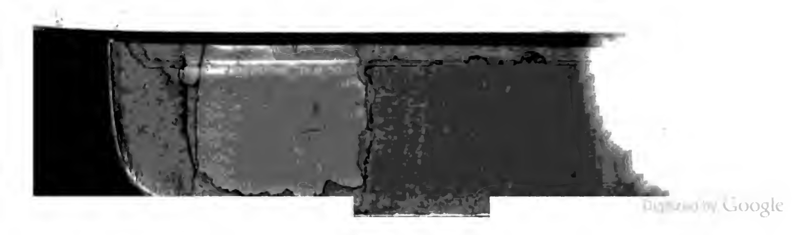
Sie ist die einzige Blume,
Die, unter der Erde belauscht,
Oft Dichter und Fürsten zum Ruhme —
Zu ihrem Ruhme — berauscht!



Julius Graefe.



8*



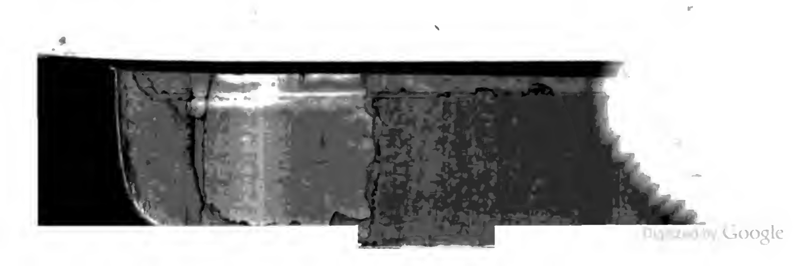


Der alte Schnitter.

Es mähet im Aehrenfelde
Ein Schnitter mit weißem Haar;
Ein Lächeln umspielt sein Antlitz,
Sein Blick ist heiter und klar.

Er denkt an die ferne Jugend
Und erste Heimath zurück,
Und wie ihm erst in der Fremde
Im Alter gelächelt das Glück.

O Schnitter! Dein Glück ist ein kurzes,
Schon grüßt Dich das Abendroth,
Und hinter Dir mit der Sense
Steht kalt und finster der Tod!



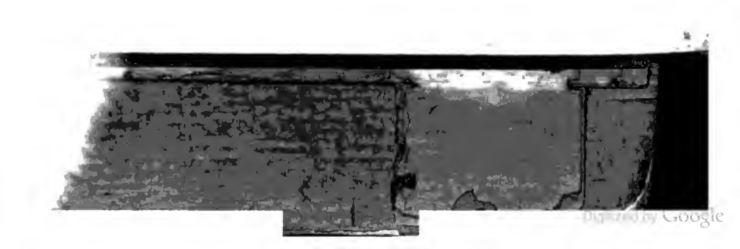
Meiner Mutter.

I.

O klaget, ihr Lüfte, klaget,
Daß ich verlassen nun bin!
Sie, die mich am Busen getragen,
Die Theure ging dahin!

Sie ging nach bitteren Leiden
Hinaus in die finstre Nacht,
Wo keine Sterne sie grüßen
Und keine Liebe wacht. —

Doch still und zage nicht länger,
Da sie in Frieden nun ruht!
O werde, mein Herz, wie das ihre
So freundlich, mild und gut!

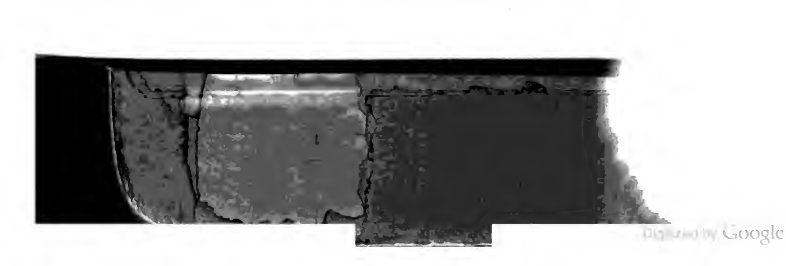


II.

Kein Mensch weiß, was in Deinem Leben,
O Theure, Du gelitten hast;
Du mochtest Keinem Zeugniß geben
Von Deines Herzens Qual und Last.

Nie hörte ich Dich bitter klagen,
Wenn Trauer tief ergriff Dein Herz;
Selbst in den schwersten Prüfungstagen
Behieltst Du still für Dich den Schmerz.

Dein Antlitz strahlte immer Güte,
Dein Urtheil war im Allem mild.
Jetzt schau' ich, Wehmuth im Gemüthe,
O Mutter, Dein verklärtes Bild.



Mädchens Weh.

Es wissen in meinem Garten
Die Blumen allzumal,
Wenn ich in meinem Herzen
Empfinde Schmerz und Qual.

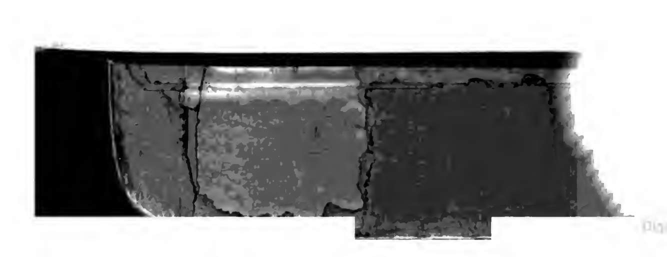
Sie hängen traurig ihr Köpfchen,
Als dächten sie nur an mich;
Ich aber stehe und seufze,
Und weine, mein Schatz, um Dich.

Der Frühling grüßt mit tausend Zungen. . . .

Der Frühling grüßt mit tausend Zungen
Und lockt in Berg und Thal und Wald;
Nun zieh' auch ich hinaus in's Weite,
Im Grünen sei mein Aufenthalt!

Wo Amseln, Lerchen, Nachtigallen
Und Blumen spenden ihren Gruß,
Da zieh' ich hin auf leichten Füßen,
Da such' ich seligen Genuß.

Da träum' ich still von meiner Holden,
Bei der ich nimmer weilen kann:
Ich schau sie in all den Blumen,
Und liebreich lächelt sie mich an.



Unter dem duft'gen Orangenbaum. . . .

Unter dem duft'gen Orangenbaum
Trafen zuerst wir zusammen;
Träumend der Liebe süßesten Traum,
Waren wir Feuer und Flammen.

Jahre vergingen — wir sahen uns nicht,
Uns trennten wohl tausend Meilen.
Du warst im Süden, im Lande voll Licht;
Ich mußte im Norden verweilen.

Nach langer Zeit unterm Orangenbaum,
Da sahen wir uns wieder;
Doch ach! dahin war der süße Traum,
Verstummt die seligen Lieder.

Du hast der Schmerzen viele. . . .

Du hast der Schmerzen viele,
Du weinest bitterlich,
Und dennoch strahlt die Sonne
Der Liebe mild auf Dich.

Dem weichen Sonnenregen
Gleicht Deine Thränenfluth:
Es trocknet Deine Wimper
Der Liebessonne Gluth.



Einem Mädchen, als es die Todesbotschaft seiner Mutter empfangen hatte.

Wie lachtest Du mir gestern
So lieb und freundlich zu!
Wie lag auf Deinem Angesicht
Der Seele süße Ruh!
So heiter und so sorgenlos
Sahst Du den Morgen fliehn
Und über Deinem Haupte
Kein einzig Wölkchen ziehn!

Doch heute, holdes Mädchen,
Bist Du so trüb und bleich,
Und Thränenströme rinnen jetzt
Von Deinen Wangen weich;
Dem klaren Morgen folgte bald
Ein banger, dunkler Tag;
Dich traf — noch eh Du's ahntest —
Ein harter Schicksalsschlag.

Auferstehen.

Ein jeder Stern muß untergehn,
Ein jedes Blümlein muß verwehn,
Ein jedes Glück muß einmal scheiden,
Das Herz von Winterstürmen leiden.

Ein jeder Stern von Neuem lacht,
Ein jedes Blümelein erwacht,
Das Glück muß einmal auferstehen,
Das Herz den neuen Frühling sehen.



Das Zauberland.

Nach dem Englischen des Owen Meredith.

Hoch überm Meer und überm Wald
Kühlt voller Südwind Stirn und Hand,
Und leis zu uns herüber schallt
Musik, so weich, vom Zauberland.

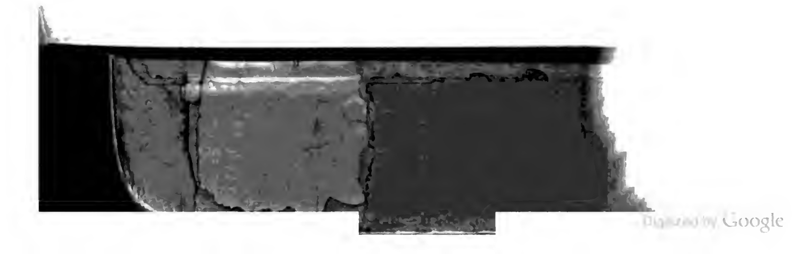
Hoch überm Wald und überm Meer
Wird duftiger die prächt'ge Nacht;
Der Himmel droben wolkenleer
Entzückt das Herz mit Zaubermacht.

So flieht die Nacht — der Morgen graut —
Der Elfen Harfe zaubrisch klingt —
„Italia," der süße Laut,
Von Meer und Wald herüberdringt.

Maria von Hadeln.

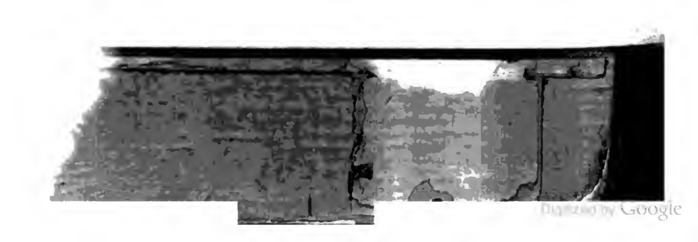
(Betty Müller, geb. Pape.)





Betty Müller,

Tochter des Dichters und Predigers Sam. Chr. Pape, geb. zu Nordleda im Lande Hadeln am 27. Janr. 1814, lebte nach dem Tode ihres Vaters bis zum siebenten Jahre ohne jeden Unterricht bei ihrer kranken Mutter, wurde dann zu ihrer Großmutter, einer Prediger-Wittwe, nach Bremen geschickt, wo sie den ersten Unterricht genoß. 1838 verheirathete sie sich mit Karl Müller, Prediger in Eutin, und lebt seit 1869 verwittwet in Bremen. — Gedruckt: „Gedichte" von Betty Müller (Eutin 1853). Einzelne Gedichte unter dem Pseudonym Maria von Hadeln in „Deutsches Leben im Glauben" (Bremen 1867) und in „Blüthenstrauß religiöser Dichtungen" von Julius Sturm (1873), neuerdings auch in der „Deutschen Dichterhalle" (1874).



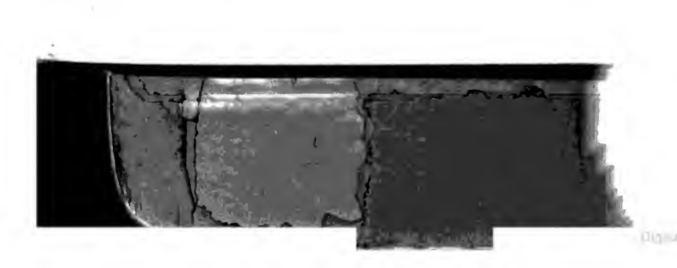
Abend.

Wie feierlich die Buchen rauschen,
Die dunkel ragen himmelwärts!
Hier will ich ruhn und schweigend lauschen
Der Harmonie des Waldconcerts.

Erloschen ist das Licht, das Leben,
Das der Natur die Sonne leiht;
Jedoch ein eigen geistig Weben
Belebt sie in der Dunkelheit.

So, wenn das Auge die Gestalten
Geheimnißvoll umdämmert sieht,
Beginnet in uns hell zu walten
Gedank', Empfindung oder Lied.

Dann wird des Augenblicks Genießen
Ein unvergänglich, heilig Gut,
Das wir ergießen und verschließen
In eines Liedes stille Fluth.



Mein Leben.

Mein Leben ist ein welker Blumenkranz;
Die zarten Blüthen fielen ab im Nu;
Nur eine Rose lieh ihm Duft und Glanz:
Die Rose, das warst du!

Mein Leben gleicht der dunklen Winternacht;
Rings deckt Gewölke schwarz den Himmel zu;
Einst hat ein Stern im Osten mir gelacht,
Und dieser Stern — warst du!

Mein Leben ist ein wüster, wirrer Traum,
Ein Chaos, nirgends Harmonie und Ruh;
Einst flog ein lichter Engel durch den Raum:
Der Engel, das warst du!



Mitgefühl.

O, tausend Dank für diese Zähre,
Die schwer in deinen Wimpern hängt!
Sie ist der Trost, den ich begehre,
Da mich des Kummers Nacht umfängt.

Ihn sucht' ich lange Zeit vergebens:
Ein kaltes Herz, ein kalter Blick; —
Nun strömet Kraft und Muth des Lebens
In meine Seele neu zurück!

Du schlägst, o Gott, und heilest Wunden!
Mein trüber Blick ist aufgehellt;
Ich habe Mitgefühl gefunden
Und bin versöhnt mit deiner Welt!



Meinem geschiedenen Liebling.

Komm wieder, süßer Knabe, komm
Mit heiterm Liebesblick!
Mit deines Auges Gluth verglomm
Auch meines Herzens Glück!

Komm wieder, süßer Knabe, du
Mit sanftem Liebeswort!
Seit es verstummt, zog Fried' und Ruh'
Aus meiner Seele fort!

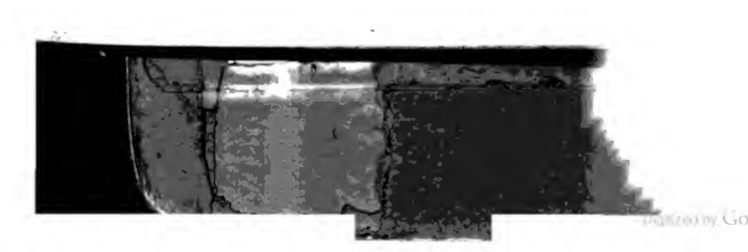
Komm wieder, süßer Knabe, auch
Mit warmem Liebeskuß,
Weil ohne deiner Lippen Hauch
Mein Leben welken muß!



Mahnung.

Du sollst den Blick nach außen richten,
Du sollst Natur und Welt genießen,
Mit Deinem Denken, Deinem Dichten
Dich fröhlich an das Leben schließen.

Und was Du draußen hast erfahren
In ernsten Stunden und in heitern,
Wird Dich Dir selber offenbaren
Und Deine inn're Welt erweitern!



Das Herbstblatt.

(„The autumn leaf“ von Ch. Mackay).

Du armes Herbstlaub flatterst
Hernieder von dem Zweig;
Wo suchest du
Nun Ziel und Ruh',
Verwelkt und dürr und bleich? —

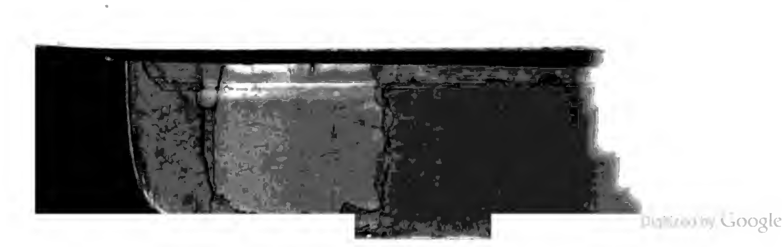
„Wo? O der bittern Frage!
Ich geh', vom Wind geweht,
Des Wetters Raub,
Ein todter Staub,
Den Weg, den Alles geht.

Es treibt der Nord mich vorwärts,
Wie er's begehrt, nicht ich,
Durch Thal und Höh',
Bald wohl, bald weh:
So treibt das Schicksal dich!



Mein Leben währet Monden
Und sechzig Jahre dein's;
Ob groß, ob klein
Die Spanne dein,
O Menschenkind, ist eins.

So gehn wir gleiche Wege;
Ob ich gering und klein,
Du hoch und groß —
Dein ist mein Loos:
Todt und vergessen sein!"



Sprüche.

1.

Ein frohes Kindesangesicht,
Naturgenuß und ein Gedicht,
Das hat mir oft das Herz gestählt,
Wenn mich ein schweres Leid gequält.

2.

Wer auch, was groß und edel ist,
Am kleinen Alltagsmaße mißt,
Wer auch an dem bewährten Mann
Nicht Schwächen übersehen kann:
Der ist wahrhaftig viel zu klein,
Um eines Freundes werth zu sein!





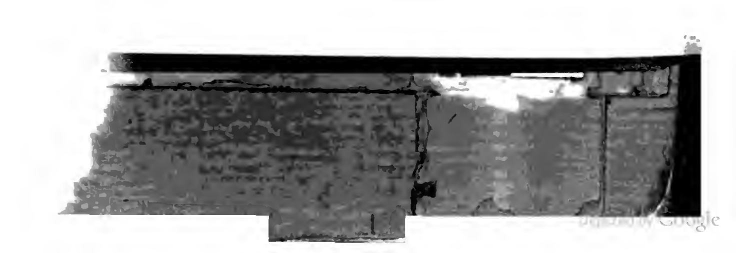
Heinrich Hesmers.





Heinrich Helmers,

geb. am 1. Decbr. 1847 zu Bremen, wo er gegenwärtig als Kaufmann lebt. Von 1868—70 war er Herausgeber der Zeitschrift „Album der Poesie". Außerdem gab er heraus: „Wie und Was soll man declamiren"? — „Das Liebhabertheater" und „Unfehlbar".



Pfingsten.

Was betet ihr in dumpfen Kirchenhallen —
Baut Gott nicht selbst den schönsten Tempel auf,
Wo froh der Vögel Jubelsänge schallen,
Wo seine Sonne glänzt als goldner Knauf,
Wo liebend er, vom Segensstrahl umflossen,
Uns seiner Allmacht Werke hat erschlossen?

In diesem weiten Tempel, ohne Schranken,
Erflehet, daß ein Geist herniedersteigt,
Der uns begabt mit forschenden Gedanken
Und sicher uns des Heiles Wege zeigt,
Der uns durch Schein und Finsterniß und Grauen
Der Wahrheit goldne Quelle läßt erschauen.

Erflehet der Erkenntniß reiche Gabe,
Die hellen Auges durch die Larve dringt,
Die uns auf gutem Weg, am festen Stabe
Zur echten Liebe und zum Frieden bringt,
Die immerfort, in ungeschwächter Stärke,
Erleuchte uns bei dem Erlösungswerke.

Ein heil'ger Geist mag sich herniedersenken,
Der uns erkennen läßt der Menschen Leid,
Der unser Fühlen, unser ganzes Denken
Vom Staube der Jahrhunderte befreit,
Der uns den Mensch im Menschen achten lehret,
Daß Freiheit auch dem Letzten sie gewähret.

Ein neuer Geist mag uns zum Kampfe stählen
Und leuchten uns auf dornenvoller Bahn,
Daß wir mit sichrer Hand die Wahrheit wählen,
Wo lange uns geblendet falscher Wahn,
Daß wir mit festem Auge, ohne Grauen,
Den klaren Urquell alles Lichtes schauen.

Um solche Gabe, solche Gnadenspenden
Erhebet eure Seele im Gebet:
Allvater wird den ernsten Willen senden,
Und der ist stark, der mit der Wahrheit geht —
Wer sich mit ihr für alle Zeit verbunden,
Der hat den rechten Glauben auch gefunden.

Es werde Licht!

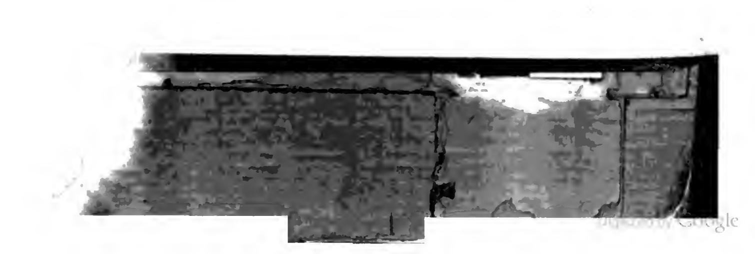
Es strahlt die Welt im neuverjüngten Glanze,
Im Festesschmuck blickt sie uns lächelnd an,
Die schönsten Blumen flechtet sie zum Kranze,
Und Sonnen zeichnen leuchtend ihre Bahn;
Des starren Winters Nächte sind bezwungen,
Und Alles ist vom Donnerwort durchdrungen:
Es werde Licht!

Es steigt die Wissenschaft im kühnen Fluge,
Gleich wie der Aar, zum höchsten Sterne auf;
Und nimmer rastet sie auf ihrem Zuge
Und dringet forschend bis zur Erde Knauf —
Und jubelnd folgt der Jünger Schaar den Fahnen,
Die jetzt die Welt mit Flammenzügen mahnen:
Es werde Licht!

Die Menschen aller Zonen sind verbunden,
Des Dampfes Kraft umschlingt der Erde Rund;
Die Besten haben sich zum Gruß gefunden,

Der sie vereint zum großen Völkerbund —
Es trägt der Blitz, den wir zum Dienste zügeln,
Zu jedem Ohr das Wort auf Götterflügeln:
Es werde Licht!

Es lodern hoch des Wissens heil'ge Flammen,
Und Ruhmeshallen baut des Fortschritt's Fleiß;
Die letzte morsche Säule stürz' zusammen —
Und wahre Freiheit ist des Ringens Preis!
Auf Brüder! reicht die Hand zum Völkerbunde,
Und mahnend tön' das Wort von Mund zu Munde:
Es werde Licht!



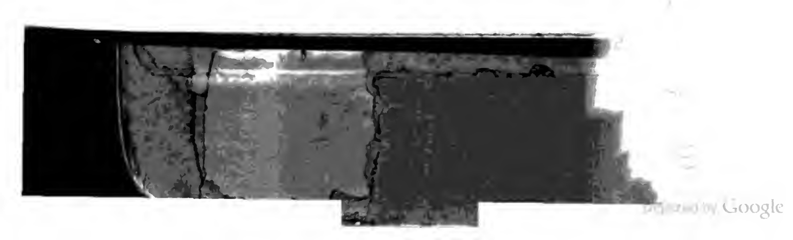
Poesie und Prosa.

Welch heil'ger Frieden wohnet in dunkler Waldes-
nacht!
Ein hehrer Gottestempel, voll überird'scher Pracht,
Wenn Abendsonnengluthen durchstrahlen jeden Baum,
Das All ringsum vergolden mit Flammenpurpursaum;

Der Eichen Wipfel rauschen — wie Abendglockenklang —
Aus Fernen tönet schmelzend der Nachtigallen Sang,
Und Zephyrwinde kühlen des Tages heiße Luft,
Und schlafend beut die Blume nun ihren reinsten Duft.

Am Fuße einer Eiche saß träumend ich allein
Und sah die Sonne sinken, sah ihren letzten Schein
Im Rosenwolkenbade, in goldner Strahlenpracht,
Im Sterben noch gebären die sternumkränzte Nacht.

Und Nebelbilder steigen aus Wassersfluth empor,
Ein Klingen und ein Singen ertönet leis dem Ohr:
Und Nixen tauchen lächelnd aus Bergesquelle Nacht,
Und kosend schmiegt die Welle sich um der Leiber
Pracht.



Aus Blumen schlüpfen sachte die Elfchen nacheinand',
Und schleichen zu den Nixen, sie reichen sich die Hand:
Und bei des Mondes Schimmer, im Demantäther-
glanz,
Sie schweben auf und nieder, im luft'gen Ringeltanz.

Dort aus den Felsentrümmern, mit kleinem, kleinem
Schritt,
Stets einer nach dem andern, ein Völklein Gnomen
tritt.
Es schaut sich um bedächtig — ich hielt den Athem
an —
Wie Alles sicher scheinet, der Erste da begann:

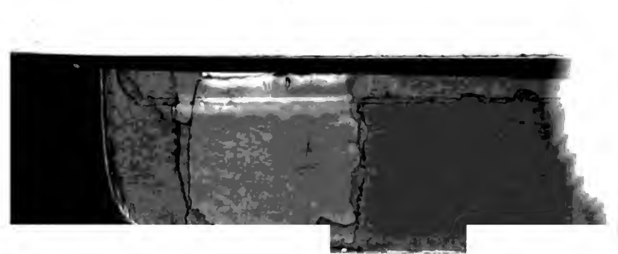
„Was will er hier im Walde, was schnarcht er denn
so laut?
Schnell pack' er sich von hinnen; Gott schütze seine
Haut! —
Scheint auch so ein Hallunke, der Nachts hier Schlingen
legt,
Der Hasen fängt und Rehe, und still nach Hause trägt!" —

Ich schlug empor die Augen. — O glaubt, wer vor
mir steht:
Ein bärt'ger Mann des Forstes, von Branntweinduft
umweht. —
Ich stammelte verlegen wohl manches schwache Wort —
Ließ Elf' und Nixe tanzen — und schlich mich leise fort.

Hedwig Hülle.

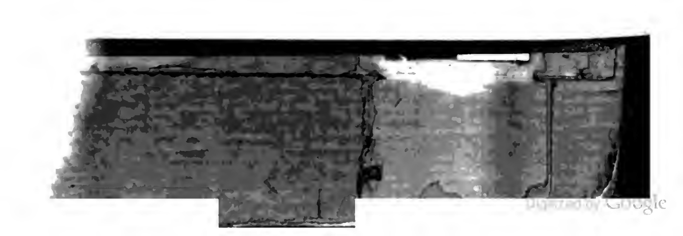
(geb. Hoffmeier.)





Hedwig Hülle

wurde geboren am 25. Januar 1793 zu Ovelgönne im Oldenburgischen, wo ihr Vater Advokat war. Sie war in Bremen an einen Kaufmann verheirathet und starb im Jahr 1861. — Von ihr ist vorhanden eine Uebersetzung der „Odyssee"; „Seraphine" (Bremen); „Erstlinge des Frühlings" (Ebd. 1822); „Herbstrosen" (Ebd. 1828); Bremisches Album (Ebd. 1839).



Die kleine Marceline an ihre Mutter.

Weine nicht, mein Mütterlein,
Denn dein Liebchen ging zum Frieden!
Gott gebot, es mußte sein,
Und wir sind ja nicht geschieden.

Sieh, mein weißes Unschuldskleid
Wird kein Stäubchen nun berühren:
Ohne selbstgeschaffnes Leid
Sollt' ich rein den Himmel zieren.

Marceline weint nun nie,
Lächelt in der Engel Mitte;
Selbst ein Engel, schwebet sie,
Mutter, oft um deine Schritte.

Denk', es sei ihr Himmelskuß,
Wenn dich Morgenlüfte fächeln;
Denk', es sei ihr Seelengruß,
Wenn die Sterne niederlächeln.



Deinen Schmerz umflort die Zeit,
Und sie stillt des Vaters Thränen;
Doch es bleibt in Ewigkeit
Kindeslieb' und Muttersehnen.

Einst ja kommt ein Tag voll Licht,
Wo wir wieder uns vereinen;
Höre jetzt, was Line spricht:
„Süße Mutter, laß das Weinen!"



Wiegenlied.

Schlummre sanft, geliebtes Kind!
Draußen tobt der rauhe Wind,
Hier im Stübchen ist's so warm;
Schlummre sanft im Mutterarm!

Horch! wie dort das Fenster schrillt,
An der Mauer pfeift es wild!
Kindchen schläft so sorgenlos,
Sanft und weich im Mutterschoß.

Sorgenlos, ja sorgenlos
Wachse, Liebchen, werde groß!
Gottes milde Vaterhand
Sei dir schützend zugewandt!

Gott ist über uns im Licht,
Was er schuf, verläßt er nicht;
Ihm, der's kleinste Würmchen nährt,
Ist auch unser Liebling werth!



Schlummre, Liebchen, sanft und lind,
Draußen tobt der rauhe Wind!
Kindchen schlummert sonder Harm
Sanft und weich im Mutterarm!



Paul Julius Immergrün.

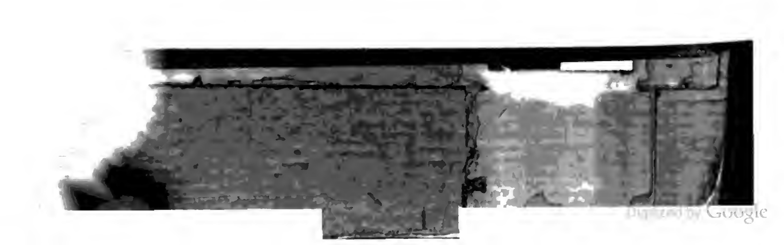
(Johann Heinrich Meyer.)





Johann Heinrich Meyer

wurde geboren am 5. September 1833 zu Riede im Hannoverschen. Von 1852 bis 1853 besuchte er das Seminar zu Hannover und wurde dann als Lehrer in Kirchdorf, später in Hastedt angestellt. 1865 übersiedelte er nach Bremen, um sich der literarischen Laufbahn zu widmen. Die Redaction eines dortigen Blattes, welche er übernommen hatte, legte er jedoch bald nieder und verließ Weihnachten 1869 Bremen, um jenseit des Oceans sein Glück zu suchen. Gegenwärtig ist er ansässig in Newark bei Newyork, wo er eine Musikalienhandlung besitzt. — Von ihm erschienen unter dem Pseudonym Paul Julius Immergrün: „Gedichte". Erste Sammlung: (Bremen 1859), Zweite Sammlung: (Ebd. 1866).



Schön Hedwig.

Die Reben pochten an's Fenster
Mit leisem, leisem Schlag;
Schön Hedwig lauschte halb wachend
In ihrem Schlafgemach.

Die Reben pochten an's Fenster:
Schön Hedwig, schlaf nicht ein!
Unten am Rosenbeete
Harret der Liebste Dein.

Sie rieb sich die blauen Augen,
Sie wurden so rein, so klar;
Sie fragte pochenden Herzens:
Ob's wohl ein Traum nur war?

Die Reben pochten an's Fenster:
Schön Hedwig, laß Dich sehn!
Da unten will in Sehnsucht
Dein Liebster schier vergehn.



Schön Hedwig hat es geöffnet
Das Fenster mit leiser Hand,
Da haben die schelmischen Reben
Gelispelt an der Wand.

Doch keinen Laut vom Liebsten
Trug ihr die Nachtluft zu;
Da that schön Hedwig seufzend
Das Fenster wieder zu.

Die Reben pochten wieder
Mit leisem, leisem Schlag;
Noch saß schön Hedwig wachend
In ihrem Schlafgemach.

So pochten die bösen Reben
Die ganze, ganze Nacht;
So haben sie schön Hedwig
Um allen Schlaf gebracht.

Heinrich Heine.

Am ersten Tage des Jahrhunderts
Ward ein seltner Mann geboren,
Den die holdeste der Musen
Sich zum Liebling auserkoren.

In Apollo's schönen Gärten
Sah er wunderbare Träume,
Und erwacht im wilden Spiele
Schlug er tolle Purzelbäume.

Trat im Taumel seiner Freuden
Oft die schönsten Blüthen nieder,
Und mit süßem, süßem Hauche
Gab er ihnen Leben wieder.

Warf in wildem Uebermuthe
Hier mit Blumen, dort mit Steinen;
Lächelnd mit dem einen Auge,
Konnt' er mit dem andern weinen.



Elfen schwor er Liebesschwüre,
Lockte Nymphen aus den Teichen,
Quälte sie mit Liebesflehen
Wie die Wesen seines Gleichen.

Doch sie kehrten rächend wieder
An sein Sterbebett hienieden,
Bis er, müd' gequält von ihnen,
Lächelnd aus der Welt geschieden.

Wenn mich seine bunten Lieder
Wunderbar umgaukelt haben,
Schweift mein Blick trüb' nach Montmartre,
Wo man ihn so früh begraben.



Volkslied.

Hier ist die Stelle, hier ist der Platz,
Hier unterm Rasen, da liegt mein Schatz.
Die Gräber, die gruben so tief Dein Grab,
Die Träger, die ließen Dich tief hinab,
So tief hinab!

Ich komme, zu schmücken Dein Schlafgemach,
Darein Du ruhest bei Nacht und Tag;
Sie machten Dein Bette so weich, so weich,
Sie legten Dich drauf so kalt und bleich,
So kalt und bleich!

Zwei Rosen, die sollen beisammen sein,
Ich pflanze sie über dem Herzen Dein,
Die eine für Dich, die andre für mich,
Wir liebten uns so treuinniglich,
Treuinniglich.



Die eine ist wie Herzblut so roth,
Weil Du mich geliebet bis in den Tod;
Die andre, die ist so weiß wie der Schnee,
Dein Tod, der that meinem Herzen weh,
So weh, so weh!

Und weil Du hast keinen Leichenstein,
Will selber das Grab ich Dir hüten fein.
Hier ist die Stelle, hier ist der Platz,
Hier hüte ich meinen herzliebsten Schatz,
Herzliebsten Schatz!



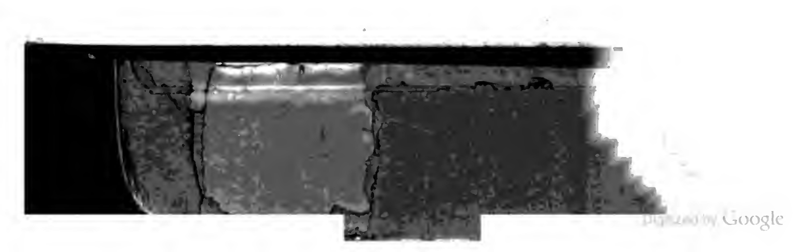
Ein Bild.

Stand ein Baum im Walde
Verkrüppelt und erkrankt,
Den hatten die bösen Schmarotzer
Mit ihren Armen umrankt.

Sie hielten ihn innig umschlungen,
Sie hingen an ihm fest,
Das sah sich an wie Liebe,
Die sich nicht brechen läßt.

Dies Bild hat mich beseeligt,
Dies Bild hat mich betrübt:
Nicht lange, da fand ich das Bäumchen,
Sie hatten's zu Tode geliebt.

Rings sah ich blühendes Leben,
Inmitten der dürre Baum,
Der streckte die nackten Zweige
Warnend zum Himmelsraum.



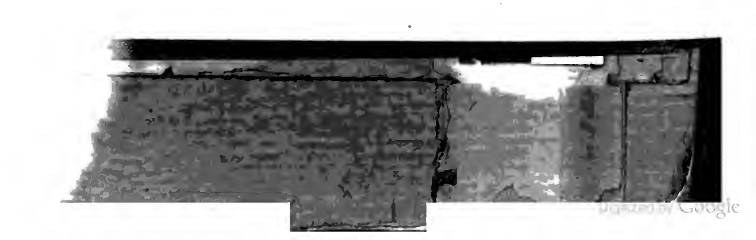
Grabrosen

Ihr Rosen auf dem Grabe,
Am schwarzen Kreuz vereint,
Ihr senkt die Köpfchen nieder —
Habt ihr die Nacht geweint?

Habt ihr geweint um den Todten,
Deß Grab ihr schön bewacht?
Ihn rührt's nicht, ob ihr weinet,
Ob ihr zur Sonne lacht.

Galt's ihr, die früh zu klagen
Erschien an diesem Ort?
Umsonst habt ihr getröstet,
Denn sie ging traurig fort.

Habt ihr geweint, daß einsam
Man euch zum Blühen zwang,
Indeß der Vogel drüben
Von blühenden Gärten sang?



Ich glaub's — der kleine Sänger,
Deß Lied noch kaum verklungen,
Hat euch mit seinen Weisen
Die Augen naß gesungen.



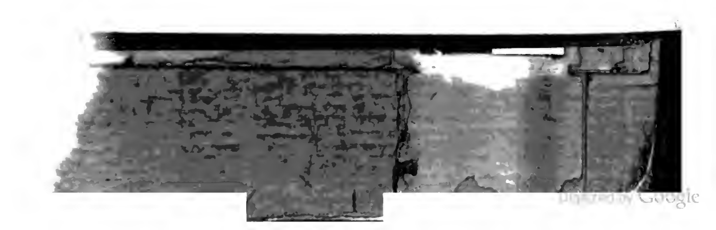
Das Mutterherz.

O, laßt mich klagen, laßt mich weinen,
Denn gar zu hart drückt mich der Schmerz!
Es hörte auf, für mich zu schlagen
Ein liebevolles Mutterherz.

Umsonst durchspäh' ich alle Räume,
Die Welt dünkt mich so weit, so leer;
Vergebens such' ich, was ich liebe,
Ich habe keine Mutter mehr.

Da lächeln mich die lieben Sterne
In stiller Nacht so freundlich an.
Sind es wohl alle Mutterherzen? —
O, laßt mir diesen schönen Wahn!

Die Klage wird ein süßes Hoffen,
Zur stillen Sehnsucht wird der Schmerz:
Denn in des Himmels lichten Räumen
Wacht auch für mich ein Mutterherz.



Die wilde Rose.

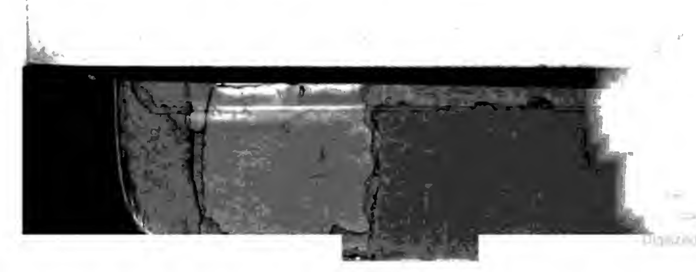
Du blickst mit dem Flammenauge
Aus der Dornenhecke mich an,
Und vorüber an dir, o Rose,
Führt meine dornige Bahn.

Deine Schwestern in prunkenden Gärten
Sie duften für Reichthum und Glanz;
Du bist geschaffen, zu blühen
In des Armen Dornenkranz.

Ich bin ein Armer, Verlass'ner,
Nicht Ruhm und nicht Reichthum blüht mir,
Drum kam ich mit meiner Liebe,
Mit meiner Sehnsucht zu dir.

Gesegnet sei mir die Stätte,
Wo ich dich einsam fand!
Ich breche dich, wilde Rose,
Und sei es mit blutender Hand!





Magst blühen an meinem Herzen,
Auf meiner Brust vergehn!
Wir werden auf dornigen Wegen
Einander am besten verstehn.

Einst und jetzt.

Ich störte mit wilden Knaben
Einst oft des Friedhofs Ruh;
Wir warfen dem Tode zum Possen
Uns manchen Schädel zu.

Und grub der Todtengräber
Ein breites und tiefes Grab,
Wir sprangen scherzend hinüber,
Wir sprangen mit Lust hinab.

Wie hatt' ich in jenen Tagen
So leichten, losen Sinn!
Ich kann es kaum begreifen,
Daß nun so ernst ich bin.

Den Schädel könnt' ich küssen,
Meinen Spielball jener Zeit;
Am Grabe könnt' ich knieen,
Das ich im Spiel entweiht.



Ich lache nur.

Stand ich mit heitrer Seele,
Hat mir die Welt geschmollt,
Und wenn ich lachen konnte —
Hat sie gegrollt.

Und stand ich, Gram im Herzen,
War sie voll stiller Pracht,
Und wenn ich weinen mußte —
Hat sie gelacht.

Nun, um ihn halb zu heben
Den Streit mit der Natur,
Mag sie lächeln oder stürmen —
Ich lache nur.





H. W. A. Kotzenberg.

H. W. A. Kotzenberg,

geboren am 14. April 1813 zu Wasserhorst bei Bremen, wo sein Vater Schullehrer und Organist war, widmete sich dem Studium der neueren Sprachen. Gegenwärtig lebt er in Bremen, wo er als Sprachlehrer seine Thätigkeit entfaltet. — Außer verschiedenen sprachwissenschaftlichen Werken ließ er erscheinen: „Gedichte“ (Bremen 1837) und das Drama „Armin oder die Teutoburger Schlacht“ (Ebd. 1850.)



Er hielt so freundlich meine Hand. . .

Er hielt so freundlich meine Hand,
Wegziehen konnt' ich sie nicht;
Er sah dabei mir unverwandt
Treuherzig ins Angesicht.

O sage, Beste, könntest du mir
Ein wenig gut wohl sein?
O sei es mir, ich bin's auch dir! —
Ich konnte nicht sagen: Nein.

Er schlang um mich den starken Arm,
Ich weiß nicht, wie mir geschah,
Mir ward's im Busen so weit und warm,
Ich sank an den Busen ihm: — Ja!



Die Schifferin.

Der Sturm hat ausgewettert,
Und ruhig liegt das Meer,
Das Schiff treibt halb zerschmettert
Auf weiter Fluth umher.

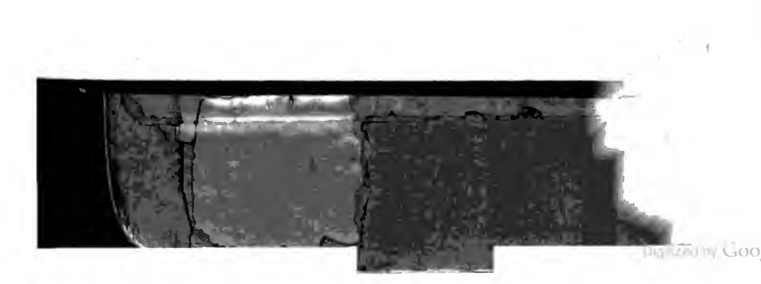
Es streicht die feuchten Haare
Die Schifferin zurück,
Und hebet matt ins klare,
Wolklose Blau den Blick.

Groß liegt der Mond im Blauen,
Schaut dämmernd auf den Kahn,
Und spiegelt sich im grauen,
Endlosen Ocean.

Die Nacht ist finster. . . .

Die Nacht ist finster, der Wind geht kalt,
Und schaurig sauset der Tannenwald.
Ich hör' eine Stimme durch Nacht und Wind,
Die immer ein Lied von Neuem beginnt:
O Liebe, quälende Liebe!

Es war einmal eine Blum' im Thal,
Die nährte der wärmende Sonnenstrahl.
Und als die Sonne ging unter roth,
Da neigte die Blum' ihr Haupt in den Tod.
O Liebe, quälende Liebe!



Sonst war mein Herz. . .

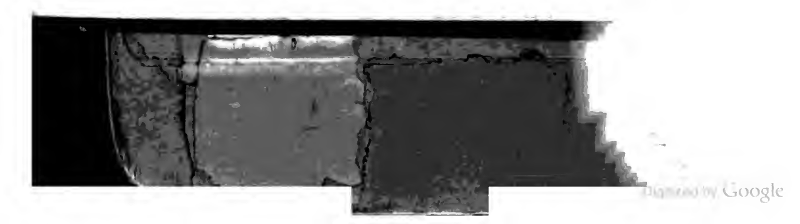
Sonst war mein Herz ein freier Staat,
Wo jede Regung saß zu Rath;
Es waren alle Bürger gleich
In meines Busens weitem Reich.

Jetzt ist mein Herz ein Königsstaat,
Es sitzt kein Bürger mehr zu Rath;
Denn unumschränkt nach eig'nem Sinn
Herrscht Liebe und nur Liebe drin.



Friedrich Adolf Krummacher.





Friedrich Adolf Krummacher,

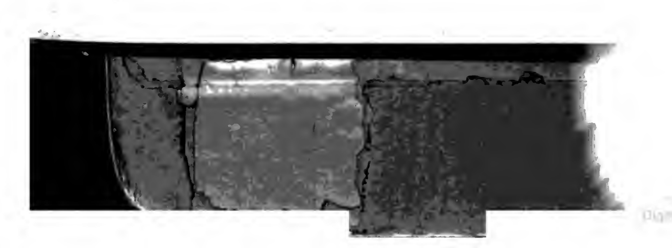
geboren am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen, studirte Theologie in Duisburg, wo er selbst Professor der Theologie wurde, nachdem er eine Zeit lang Rector der Schule in Meurs gewesen war. Im Jahre 1807 wurde er reformirter Prediger in Krefeld, welche Stelle er jedoch noch in demselben Jahre mit der eines Pfarrers im Dorfe Kettwich in Westfalen vertauschte. Im Jahre 1819 folgte er einem Rufe als Consistorialrath und Hofprediger nach Bernburg, 1824 übernahm er die Stelle eines reformirten Predigers in Bremen, wo er bis zu seinem Tode, welcher am 4. April 1845 erfolgte, blieb. — Hauptsächlichste Werke: „Parabeln" (Duisburg 1805); „Apologen und Paramythien" (Ebd. 1810); „Festbüchlein„ (Essen 1808—19. III.); „Das Wörtlein Und" (Duisburg 1811).



Das Röslein.

Wohl ein einsam Röslein stand
Welk und matt am Wege.
Von des Sommers Gluth verbrannt,
Armes Röslein, unbekannt
Ohne Lieb' und Pflege.
Armes, armes Röslein ach!
Welk und matt am Wege.

Kam ein Mägdlein her und sah
Röslein an dem Wege.
„Röslein, stehst so einsam da?
„Sei getrost, ich komme ja,
„Daß ich deiner pflege."
Armes, armes Röslein ach!
Welk und matt am Wege.



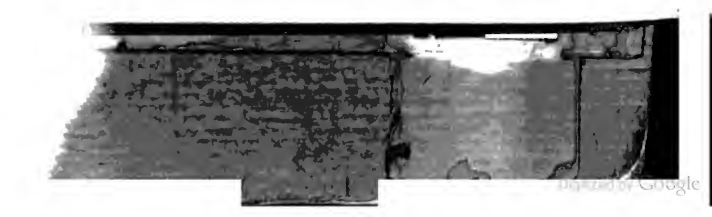
Mägdlein sprang in schnellem Lauf
Zu der Quell' am Wege;
Träuft' des Quellchens Thau darauf,
Röslein that das Knöspchen auf,
Dankend holder Pflege.
Röslein, schönes Röslein blüht
Duftend nun am Wege.

Erdbeerlied.

Ein Mägdlein an des Felsen Rand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen
Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
Du arme nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie ein Kindlein sein!

Drauf macht es wohl die Würzlein los,
Und trug das Pflänzchen in dem Schoß,
Und spähte, still und wonnig,
Ein Plätzchen kühl und sonnig,
Und wühlte in der Erde
Mit emsiger Geberde,
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein
Und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!"

Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schön zu blühn,
Wie sieben weiße Sterne;
Das sah das Mägdlein gerne;
Die wurden sieben Beeren,
Als ob's Rubinen wären.
„Gelt", sprach's, „es will nun dankbar sein,
Und meint, ich sei sein Mütterlein."



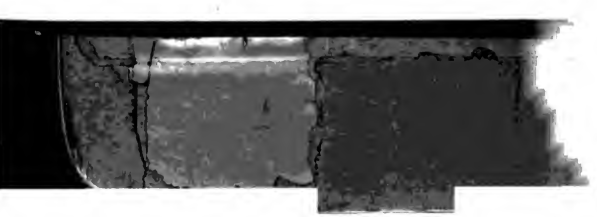
Der blinde Harfner.

Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Ach! schaut den blinden Harfner an,
Wie er gebückt und zitternd steht,
Sein Haupt vom grauen Haar umweht,
Und seiner Harfe Klage fleht:
Erbarmet euch!

Sein Auge kennt des Tages Licht,
Den Glanz der Abendröthe nicht,
Sieht nicht die Thräne, die ihm fließt,
Die Hand nicht, die sein Leid versüßt,
Den Blick nicht, der ihn freundlich grüßt.
Erbarmet euch!

Erbarmet euch des Blinden Noth!
Bald rufet ihn sein Freund, der Tod,
In's Himmelreich; dann strahlet Licht
In sein umnachtet Angesicht.
Vergeßt den blinden Harfner nicht!
Erbarmet euch!



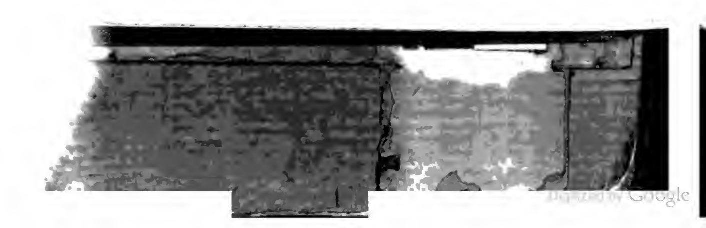


Die Lerche.

Hört die Lerche! Sie singt! —
Hoch in den bläulichen Lüften,
Ueber den grünenden Triften
Tönet ihr Lied! Wie erklingt
Ihre melodische Brust
Uns zur Freude und Lust!

Seht die Lerche! Sie steigt! —
Hoch aus den himmlischen Räumen
Ruft sie den schlummernden Keimen:
„Grünet! der Winter entfleucht!“ —
Und der Gebärerin Schoß
Schmücken Halmen und Moos.

Seht die Lerche! Sie schwingt
Lustig ihr braunes Gefieder,
Und auf die Knospen hernieder
Schauet sie freundlich und singt:
„Krönet das liebliche Grün!“ —
Und die Knospen erblühn.



Hört die Lerche! Sie schwebt
Ueber der Erde Gewimmel
Preisend und dankend gen Himmel;
„Menschen, so singt sie, erhebt
„Ueber die staubige Bahn
„Eure Herzen hinan!“



Das Kirschlied.

Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön:
Und neigt die vollen Aeste!
Er scheint uns freundlich anzusehn,
Als seine lieben Gäste.

Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsch' an allen Zweigen!
Als wollte sie zu unserm Mund
Von selbst hinab sich neigen!

Seht ihre Bäckchen roth und schön
Versteckt im Laube blinken,
Und wenn die Sommerlüftchen wehn
Vom Baum uns freundlich winken.

Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken!
Hernieder schwebt das volle Reis;
Wir jauchzen, haschen, pflücken!



Wie lieblich, o wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch im Munde!
Dank dir, Natur! Du deckst den Tisch
Uns stets zu rechter Stunde.

Du giebst so gern, und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben!
Bevor des Herbstes Stürme wehn
Erfreun uns Most und Reben!

Mag auch die Liebe weinen....

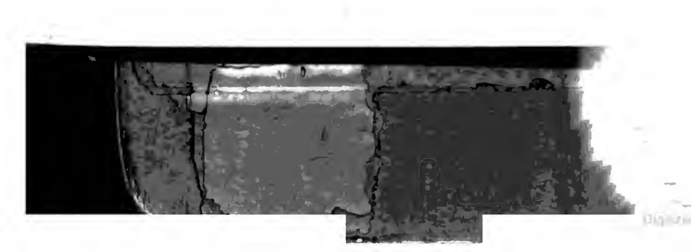
Mag auch die Liebe weinen!
Es kommt ein Tag des Herrn;
Es muß ein Morgenstern
Nach dunkler Nacht erscheinen!

Mag auch der Glaube zagen!
Ein Tag des Lichtes naht;
Zur Heimath führt sein Pfad.
Aus Dämm'rung muß es tagen!

Mag Hoffnung auch erschrecken!
Mag jauchzen Grab und Tod!
Es muß ein Morgenroth
Die Schlummernden einst wecken!



Heinrich Lange.



Heinrich Lange,

geb. am 10. Janr. 1836 zu Bremen, widmete sich der Handelswissenschaft und ging 1854 nach Amerika. Dort studirte er später Medicin und practicirte mehrere Jahre lang als Arzt in New-Albany. Darauf errichtete er dort eine Buchdruckerei und beschäftigte sich mit der Herausgabe einer Zeitung. Nach einem Aufenthalt von 20 Jahren in Amerika kehrte Lange im Februar 1874 in seine Vaterstadt zurück, woselbst er am 23. März desselben Jahres in Folge eines Herzschlages verschied. — Seine Werke (2 Bde. II. Aufl. Philadelphia 1873) enthalten neben einer großen Anzahl Gedichte auch philosophische Aufsätze und Betrachtungen.



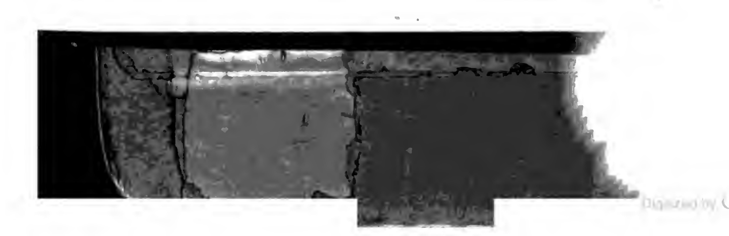
Das Abendroth.

Rasch geht der Tag zur Neige!
Noch spielt der Purpurschein
Des Abendroths im Zweige;
Bald wird es Abend sein!

Die kleinen Vöglein singen
Gar schön den Abendgruß;
Die Abendlüfte bringen
Den Blättern ihren Kuß.

Die müden Blumen schließen
Die zarten Köpfchen auch,
Um träumend zu genießen
Des Westwinds linden Hauch.

Die Himmelsfluthen ziehen
Sich mehr und mehr zurück;
Wie sie so leis entfliehen,
So flieht des Daseins Glück!



Ein Tagwerk ist beendet;
Die Dämmrung winkt zur Ruh;
Die Abendröthe wendet
Sich ihrer Heimath zu. —

So gehen wir vom Leben
Wohl in die Zukunft ein;
So fliehet unser Streben
Ganz heimlich mit dem Sein.

Am Schlusse unsrer Tage,
Scheint noch das Abendroth,
Dann enden Freud' und Plage
Des Daseins durch den Tod.



Gute Nacht.

Dort fern im Westen sinket
Die Sonn' in goldner Pracht;
Ihr freundlich Antlitz winket
Uns scheidend „gute Nacht."

Das Abendroth am Himmel,
In schöner Purpurtracht,
Schaut auf das Weltgetümmel
Und wünscht uns „gute Nacht."

Der kleine Stern, der munter
Durch's Abenddunkel lacht,
Schaut schelmisch jetzt herunter
Und wünscht uns „gute Nacht."

Der Mond, der so zufrieden
Am Himmelszelte wacht,
Auch er winkt noch dem Müden
Hier unten „gute Nacht."



Der Augenblick.

Willst du die Freuden des Lebens genießen,
Schließe dich hurtig den Fröhlichen an!
Mag dir der Nectar des Daseins heut fließen,
Morgen vielleicht ist dein Tagwerk gethan!

Rasch auf den Flügeln der Eile verschwinden
Stunden des Lebens und Freuden der Zeit!
Kinder des Glückes, die heute sich finden,
Sind vielleicht morgen zur Trennung bereit.

Was dir die Laune des Augenblicks bietet,
Nimm es, als käm' es aus freundlicher Hand;
Hüte das Glück, weil es nimmer Dich hütet,
Nütze dem Zufall und trau' dem Verstand!

Laß dir der Gegenwart Glück nicht entfliehen,
Warte darauf nicht, was Zukunft verspricht;
Lebe dem Augenblick; was er verliehen,
Nimm es in Eile, und sträube dich nicht!

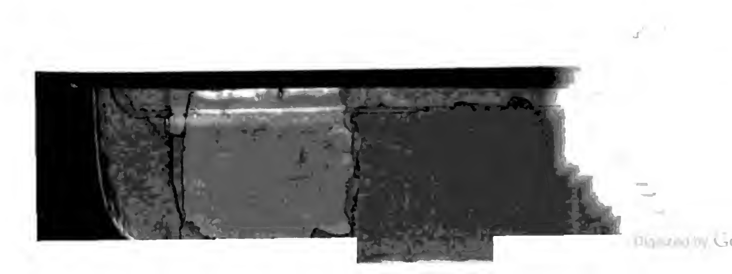


Großes und Kleines.

Der hellste der sichtbaren Sterne
Ist wahrlich der größte noch nicht;
Der Glanz wird bedingt durch die Ferne;
Je näher, je größer das Licht.

Was oftmals als klein wir betrachten,
Das ist nicht so klein, wie es scheint,
Und was wir als niedrig verachten,
Steht höher, wie wir es gemeint.

Man urtheilt zu gern nach dem Scheine
Und deshalb höchst selten gerecht;
So finden wir groß oft das Kleine
Und gut, was wir hielten für schlecht.



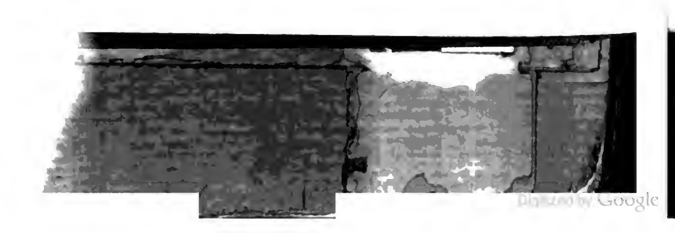
Des Menschen Stimme.

Von allen holden Klängen,
Die jemals ich gehört,
Hat doch des Menschen Stimme
Gewiß den höchsten Werth.

Die Instrumente sprechen
Nur dann erst mit Gefühl,
Wenn der gewandte Spieler
Haucht Seele in sein Spiel.

Des Menschen Stimme aber
Spricht aus der Seele Quell,
Und diese trauten Klänge
Sind lauter und sind hell.

Von allen Melodieen
Ist menschlicher Gesang
Entzückend und erhebend;
Er ist der Seele Klang. —



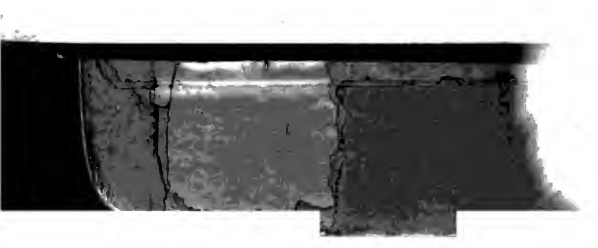
Wortklauberei.

Um Worte lieb' ich nicht zu zanken,
Formalität ist mir verhaßt;
In Worte kleid' ich die Gedanken,
So wie es mir am Besten paßt.

Um Worte streiten Philologen
Sich nutzlos schon seit langer Zeit;
Das Resultat, wenn recht erwogen,
Ist immer wieder neuer Streit!

Die einen Wortstreit je begonnen,
Die enden ihn wohl nimmermehr;
Ein solcher Kampf wird nie gewonnen,
Und kämpft selbst gar ein ganzes Heer!

Im Wortstreit kämpfen wackre Krieger,
Doch kämpfen sie um Kaiser's Bart;
Denn schließlich wähnt sich jeder Sieger,
Weil Jeder denkt nach seiner Art.



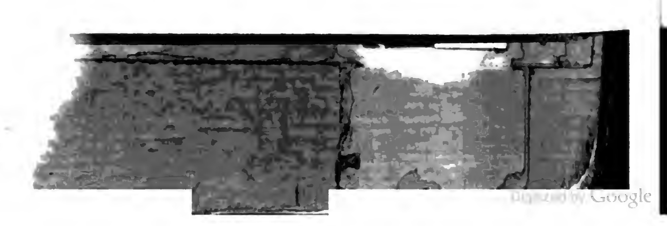
Das Streben nach Nichts

Ein seltsames Leben, dies menschliche Leben!
Ein seltsames Streben, dies menschliche Streben!
Ein seltsames Ringen nach Etwas, das dann
Sobald man es hat, nicht beglücken mehr kann!

Ein seltsames Treiben, ein seltsames Jagen!
Ein seltsames Wetten, ein seltsames Wagen!
Ein seltsames Streiten um Güter, die nur
Die Menschheit aus Habgier entriß der Natur!

Was wird denn erzielt mit dem seltsamen Trachten?
Ein Glück, das wir dann, wenn wir's haben, nicht achten!
Den thörichten Wünschen der Menschen entspricht's;
So ist denn dies Streben ein Streben nach „Nichts"!



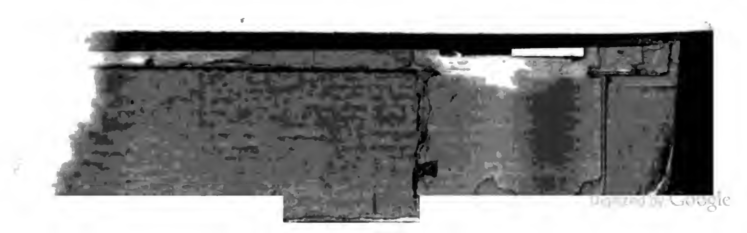


Luise Mayer.



Luise Mayer,

Pseudonym einer Bremer Kaufmannsfrau, Tochter eines Landpfarrers aus dem Lüneburgischen. — Von ihr: „Gedichte“ (Bremen 1866); außerdem Beiträge in verschiedenen Zeitschriften, neuerdings in der „Deutschen Dichterhalle“ 1874.



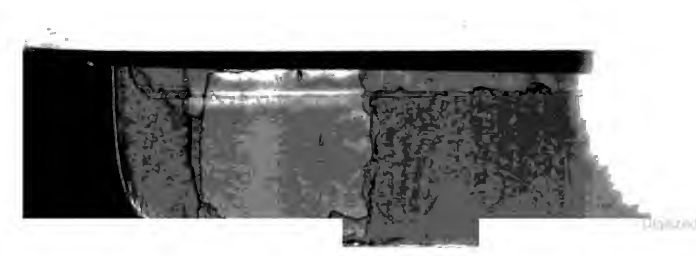
Die Hütte im Moor.

„Wo warst Du gestern Abend?
Ich habe Dich vermißt;
Es ist mir gar zu einsam,
Wenn Du nicht bei mir bist.

Das Feuer auf dem Heerde
Hat dunkel nur gebrannt,
Ich kann es nicht mehr schüren,
Mir zittert schon die Hand."

„„Großmutter, nur nicht böse!
Ich bleibe heute auch
Den ganzen Tag im Hause,
Und banne Frost und Rauch.

Und wenn sich wieder freundlich
Dein liebes Antlitz hebt;
Dann will ich Dir erzählen,
Was Alles ich erlebt:



Da draußen auf der Haide,
Du weißt, der grüne See
War spiegelblank gefroren
Und rein von Sand und Schnee.

Mich lockten die Gespielen,
Und unter Scherz und Sang,
Im hellen Vollmondscheine,
Ging es den See entlang.

Nun weißt Du wohl, ich bleibe
Zurück nicht auf der Bahn;
Ich kann den Stahlschuh tragen
So gut es Eine kann.

Und lieb' ich auch die Rosen
Im Sommersonnenglühn,
Seh' ich nicht minder gerne
Eisblumen lustig blühn.""

Großmutter wiegt bedächtig
Das Haupt und lächelt still;
Weil sie nicht grade tadeln
Und auch nicht loben will.



Sie weiß aus alten Zeiten,
Die Jugend denkt nicht nach, —
Und trägt um kurze Freuden
Oft langes Ungemach.

Malena rückt ihr Spinnrad
Zum Ofen, und beginnt
Das Feuer anzufachen,
Bevor sie weiter spinnt.

„„Ja sieh'! so war ich plötzlich
Voraus der ganzen Schaar;
Es kam mir schier das Grauen,
Als ich alleine war.

Denn vor mir lag im Mondlicht
Der Ursel Haus. Du weißt,
Sie gilt für eine Hexe,
Wie es im Dorfe heißt.

Ich wollte just mich wenden,
Die Andern nah'ten schon;
Da drang aus Ursels Hütte
Ein lauter Klageton.



Der schien mich so natürlich
Um Hülfe anzuflehn,
Und ich bezwang mein Grauen,
Um drinnen nachzusehn.

Die Ursel lag im Bette,
Ach Gott! ein Bett war's kaum:
Nur Stroh mit dünner Decke,
Und kalt der ganze Raum.

Der Binsendocht im Kräusel,
Mit trübem, mattem Licht,
Beleuchtete nur dürftig
Der Kranken Angesicht.

Sie streckte beide Hände
So flehend nach mir her;
Von Hexenfurcht und Grauen
Spürt' ich kein Fünkchen mehr.

Ich holte aus dem Winkel
Den einz'gen Stuhl herbei;
Ich setzte mich ans Lager
Und fragte mancherlei.

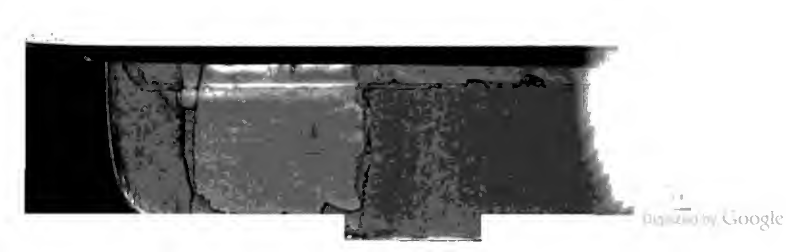
Und als ich nun erkundet
Ihr innigstes Begehr,
Ward mir auch die Erfüllung
Des Wunsches nicht zu schwer.

Ich eilte hin zum Pfarrer;
Der hat in letzter Nacht
Den Trost des heil'gen Mahles
Der Sterbenden gebracht.

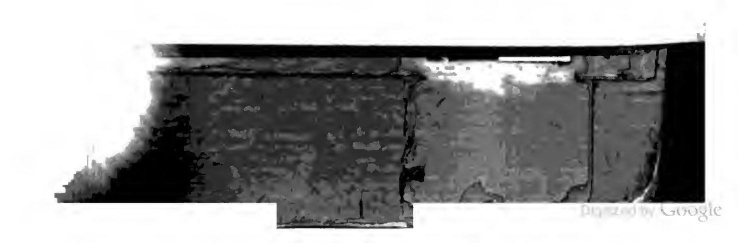
Ich nahm auch Trank und Speise
Hinaus; doch war's zu spät, —
Sie bat mich nur noch leise
Um Fürsprach' und Gebet.

So kniete ich am Lager
Bis früh zum Morgenroth,
Da war sie wohl gebettet, —
Da war sie still und todt.""

Großmutter reicht mit Thränen
Dem Enkelkind die Hand,
„Behüt' Dich Gott, Malena!
Er hat Dich hingesandt.



Er hat der Schwergeprüften
Ein selig End' verliehn'
Und ihr gewiß in Gnaden,
Was sie gefehlt, verziehn."



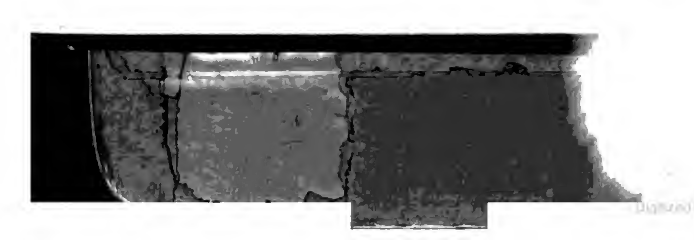
Der Besuch.

„Da schlag' doch Der und Jener drein! —
Muß mich denn heute Alles stören?
Ja klopft! ich rufe nicht herein,
Mag sich das Volk zum Teufel scheeren!

Indeß, — das wäre doch nicht fein,
Es könnte gar ein Vorgesetzter — —
Na! meinethalben denn: Her — r — ein! —
Was wünschen Sie, mein Werthgeschätzter?"

„„Beim Element! er kennt mich nicht! —
Heh, Bruderherz! welch' frostig Grüßen,
Welch' ein formelles Amtsgesicht,
Statt in die Arme mich zu schließen.""

„Fürwahr! die Stimme klingt mir fast
Als hätte ich sie schon vernommen.
Macht's Euch bequem und seid mein Gast,
Ich heiße herzlich Euch willkommen.



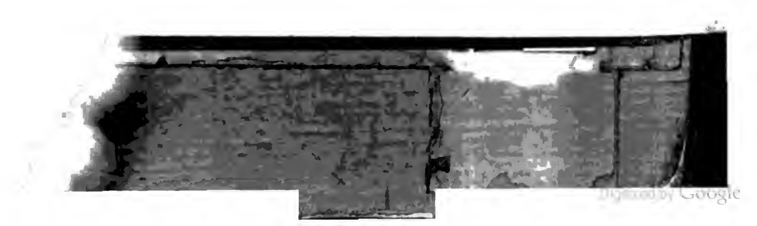
Allein ich möchte doch" — — „„Haha!
Mir scheint, wir wurden alte Knaben
Du kennst mich wirklich nicht? — — ja, ja!
Ich muß mich wohl verändert haben.

Sieh', dieser Paß ward ausgestellt
Für Fritz, den lustigen Halloren,
Der unterm blauen Himmelszelt
Einst ew'ge Freundschaft Dir geschworen.""

„Ist's möglich, Du? — Doch die Statur! —
Wie konnte ich Dich denn erkennen?
Wir nannten Dich den „Hering" nur,
Jetzt könnte man Dich „Wallfisch" nennen."

„„Ja, freilich!"" meinte Jener und
Sah höchst vergnüglich aus den Augen;
„„Ich ward seitdem ein wenig rund
Und möcht' zum Tanzen nicht mehr taugen.

Doch sonst bin ich der Alte ganz,
Stets kreuzfidel, wie einst vor Jahren.
Nur meiner Locken dunkler Kranz
Ward degradirt zu grauen Haaren.



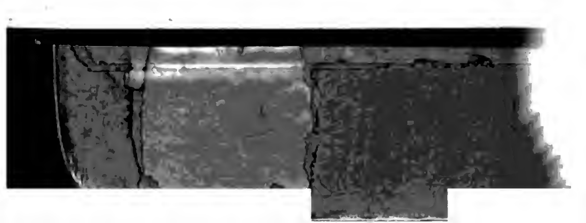
Du stehst Dich gut? — Wie, hab' ich Recht?
Du hast Dein Schäflein wohl geborgen?““
„Nun, nun! es geht; es steht nicht schlecht:
Ich brauche nicht um Brod zu sorgen.

Und Du? — Du bist wohl gar beweibt
Und schmachtest längst in Hymens Ketten?
Ja, Freund! es geht so wie man's treibt,
Jetzt kann kein Gott Dich mehr erretten.

Dem Schmeichelwort ist nicht zu trau'n,
Und schwer ist's, sich ihm ganz entziehen;
Gottlob! ich hatte für die Frau'n
Nie die geringsten Sympathieen.

Na, schau' mich nicht so finster an!
Ich bin ein närrischer Geselle.
Wo ich's mit Ueberzeugung kann,
Da widerruf' ich auf der Stelle.

Allein im Ernst; es scheint mir fast,
Als sei Dir irgend Leids geschehen.
Wie Du Dich doch gewandelt hast,
Seitdem wir uns zuletzt gesehen!

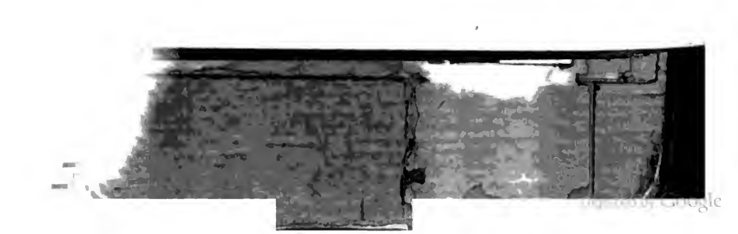


Zum Beispiel, Deine Nase ist
Weit größer als in frühern Tagen,
Daß Du nicht mehr der Alte bist,
Das mußt Du wahrlich selber sagen.

Doch mag's drum sein, wenn kräftig nur
Der Geist noch reget seine Schwingen.
Das „Gaudeamus igitur"
Hell, wie vordem, laß' es erklingen."

Und schier begeistert singen sie
Im Ton der Jugendzeit, der holden.
Die ewig neue Melodie
Kann auch den Wintertag vergolden.

Und bei der ersten Strophe noch,
Da sinken sie sich in die Arme.
„Weiß Gott! Du bist der Alte doch,
Komm an mein Herz, das jugendwarme."



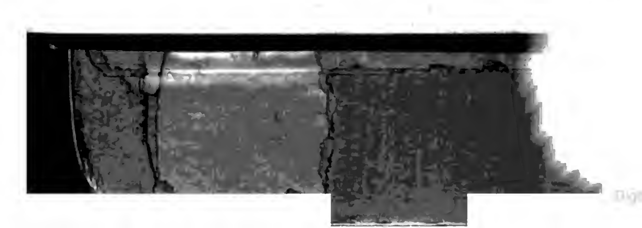
Die Studiengenossen.

Das ist dasselbe Gemach,
Nur etwas grauer die Wand.
Der helle Junitag
Zeigt jeden Gegenstand.

Ganz wie ich's einst verließ;
Ueber der Thüre hängt
Dein altes Cerevis,
Weiß und mit Gold beschlengt.

Die Bücher in langer Reih',
Geordnet, wie sich's gehört;
Dein Studienheft dabei,
Als wärst Du nie gestört.

Und hell im Sonnenglanz
Auf mich so lieb und traut
Aus grüner Raute Kranz
Dein freundlich Antlitz schaut.



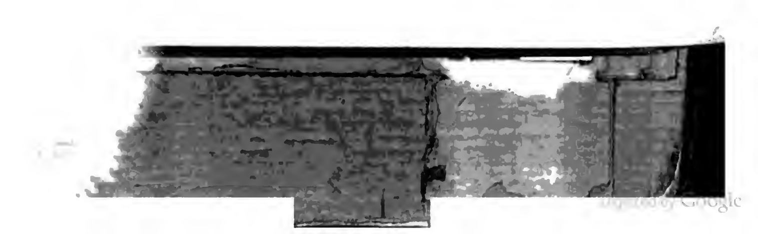
Ich habe mich abgewandt,
Die nassen Augen bedeckt —
Dann unwillkürlich die Hand
Nach deinem Bilde gestreckt.

Lang — lange schaut' ich es an,
Halb träumend und halb verzagt. —
Den Küster habe ich dann
Nach deinem Grabe gefragt.

Der Alte sprach mancherlei;
Der Buchsbaum wolle nicht fort;
Die weiße Rose sei
In letzter Woche verdorrt.

Auch fragte er nebenher,
Ob ich dich näher gekannt;
Ob ich ein Verwandter wär? —
Ich drückte ihm schweigend die Hand. —

Ach, ob es wohl Worte giebt,
Die künden, deutlich und klar,
Wie innig ich dich geliebt,
Wie treu mein Herz dir war!



Nur eine Kleinigkeit.

Nun hab' ich wirklich Alles, was
Zum Schreiben nur kann nützen:
Das allerschönste Dintenfaß
Und Federn, die nicht spritzen.

Papier, besonders glatt und fein
Geordnet und gesichtet,
— Es kann gewiß nicht besser sein —
Liegt vor mir aufgeschichtet.

Mein Pult hat just das rechte Licht,
Daß ich die Augen schone;
Der Lärm der Straße stört mich nicht,
Weil ich nach hinten wohne.

Und doch, mein Freund, siehst du zur Zeit
Noch zögern mich und schwanken!
Mir fehlt noch eine Kleinigkeit,
Ich meine — die Gedanken!

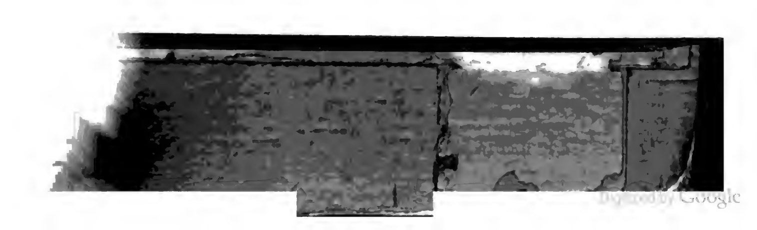
Warum nicht?

Warum sollt' ich nicht schmücken
Mit Rosen mein lockig Haar?
Rosen gehören zur Jugend,
Und ich bin achtzehn Jahr.

Warum sollt' ich nicht singen
In Tönen hell und klar?
Man singt, so lange man jung ist,
Und ich bin achtzehn Jahr.

Warum sollt' ich nicht lachen?
Ich lache gern fürwahr;
Lachen ist Recht der Jugend,
Und ich bin achtzehn Jahr.

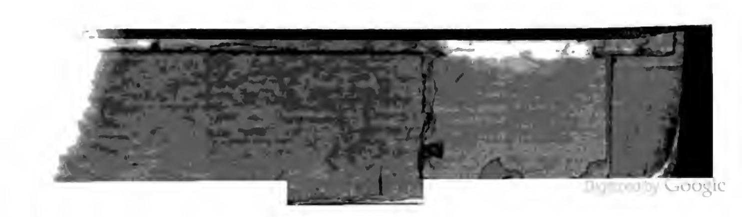
Warum sollt' ich nicht tanzen
In muntrer Freunde Schaar?
Es tanzt ja Alles, was jung ist,
Und ich bin achtzehn Jahr.



J. H. Heinrich Menke.

J. H. Heinrich Menke,

geb. den 3. Mai 1821 in Bremen, widmete sich in seinem 15. Jahre dem Kaufmannsstande, den er aus Neigung zu den Wissenschaften im Jahre 1840 verließ, um sich für die Universität vorzubereiten. Im Febr. 1841 von einem schweren Brustleiden befallen, verlebte er den Sommer in Bad Ems und starb während seines Aufenthaltes bei einem Freunde seines Vaters zu Gotha am 19. Septbr. 1841. — Von ihm erschien nach seinem Tode eine Uebersetzung von Thomas Moore's „Lalla Rukh" (Bremen 1843) mit einem kleinen Anhang kürzerer Uebersetzungen und eigener Gedichte.



Der finstere Geselle.

Der Tod ist ein finst'rer Geselle;
Gar unverhofft
Erscheint er oft,
Der schnelle,
An des fröhlichen Hauses Schwelle!

Da helfen nicht ängstliche Fragen;
Ihn rühret nicht
Ein fröhlich Gesicht,
Nicht Klagen,
Noch Zittern und Weinen und Zagen.

Doch halte des Hauses Schwelle
Nur immer rein;
Und sanft tritt ein
Der Schnelle,
Und bringt statt Dunkels dir Helle.

Auf guter Gestorbener Mienen
Da steht's, da lies,
Wie lächelnd, wie süß
Er ihnen,
Der finstre Gesell, ist erschienen!



Suchst du den Herrn?

Suchst du den Herrn? —
Geh' in das Nachtgefild,
Dort strahlt sein Auge mild
Aus jedem Stern!

Dort redet er im Wind,
Wohin du immer gehst; —
Beglückt bist du, o Kind,
Wenn du das Wort verstehst!

My love.

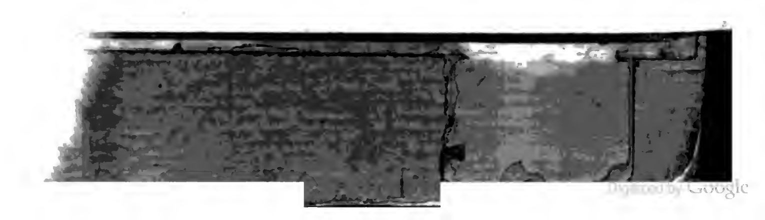
(Altes Lied.)

Als ich die Straß' hinunter ging,
Die Straße, die Straße,
Als ich die Straß' hinunter ging,
Da sang ein schönes Kind:

„Sanft mag das Schiff sich wiegen,
Sich wiegen, sich wiegen,
Sanft mag das Schiff sich wiegen,
Das meinen Liebsten trägt.

Mein Lieb ist süß wie Rosen,
Wie Rosen, wie Rosen,
Hat Arme recht zum Kosen,
Der Lilie Blättern gleich.

Sanft mag das Schiff sich wiegen,
Sich wiegen, sich wiegen,
Sanft mag das Schiff sich wiegen,
Das meinen Liebsten trägt.



Mein Lieb, er trägt 'ne Mütze,
'Ne Mütze, 'ne Mütze,
Ein Röslein auf der Spitze;
Ein Grübchen ziert sein Kinn.

Sanft mag das Schiff sich wiegen,
Sich wiegen, sich wiegen,
Sanft mag das Schiff sich wiegen,
Das meinen Liebsten trägt!" —

Das Röschen.

(Nach Thomas Moore.)

Um dies thauige, schimmernde Röschen, mein Kind,
Hat der nächtliche Vogel, der süße, geminnt,
Hat beim Mond zur Erröthenden oft sich gebückt,
Und ein jegliches Blatt mit Gesängen entzückt.

O nimm du die Rose, und athme du
Ihr Verläng'rung des Lebens vom deinigen zu;
Denn behaucht dein Gesang ihr den Busen so lind,
Wähnt sie, daß die Nachtigall noch um sie minnt!

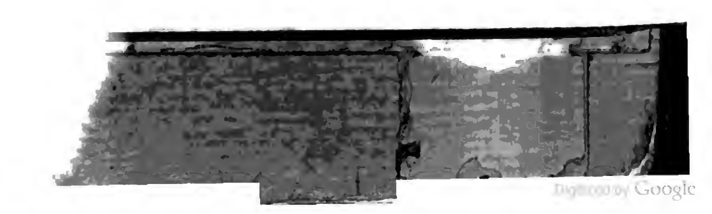




Nicolaus Meyer.

Nicolaus Meyer,

geboren zu Bremen am 29. December 1775, studirte in Kiel und Jena und verlebte den Winter 1799/1800 in Weimar, im Hause Göthe's. Im Jahre 1801 ließ er sich als Arzt in Bremen nieder. In die Zeit seines hiesigen Aufenthalts fällt sein Streit mit Ewald in Heidelberg. Nach 1814 nahm er dauernd seinen Aufenthalt in Minden. Dort redigirte er 36 Jahre lang das „Mindener Sonntagsblatt"; verließ 1854 mit den Titeln Geheimer Regierungs- und Medicinalrath den Staatsdienst und starb am 24. Febr. 1855 zu Minden. — Von ihm „Blüthen." 2 Theile. 1. Momente, 2. Gedichte. Briefe aus Victors Nachlaß. (Bremen 1804); „Victor." Ein Roman in Briefen. (Ebd. 1810); „Gedichte aus der Zeit des Kriegs für deutsche Freiheit" (Ebd. 1813); „Gedichte" (Ebd. 1814.)

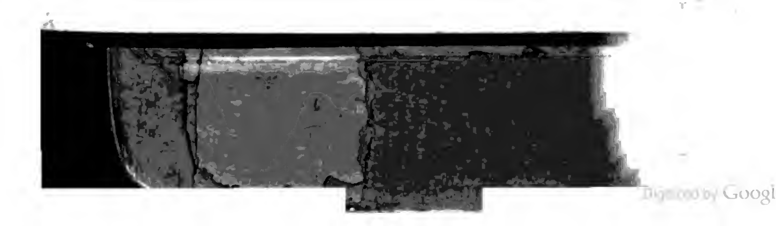


Das Bild.

Wie die Pappel sich im Winde
Schwankend hin und wieder neigt,
Steh' ich unbestimmt, und finde
Nimmer, was der Traum gezeigt,
Der von Morgenglanz umgeben,
Neue Kräfte meinem Leben,
Hoffnung meinem Herzen reicht.

Immerfort in neuem Glanze
Kehrt er freundlich mir zurück,
Zeigt, im frischen Rosenkranze,
Nahe mir das ferne Glück.
Dennoch in des Lebens Treiben
Mag er nimmer bei mir bleiben,
Schnell entflieht er meinem Blick.

Aber tröstend kehrt er wieder,
Wenn Aurorens Purpur winkt,
Und die neugestärkten Glieder
Frühlings Morgenluft durchdringt.



Zeiget mir im zarten Bilde
Engelreiz und Engelmilde,
Die ein süßer Leib umschlingt.

Sah im Wogen dieses Lebens
Je mein Auge solches Bild,
Das den Busen mir vergebens
Stets mit neuer Wonne füllt?
Darf ich hoffen, darf ich wähnen,
Daß des Herzens ew'ges Sehnen
Mir das Leben selber stillt? —

Ja, es ist! Dem Sänger deutet
Phöbus mild die Zukunft an,
Und zum schönen Ziele leitet
Hoffnung mich die sich're Bahn!
Was vom Himmel niederschwebet,
Ewig mir im Busen lebet,
Volles Herz! Es ist kein Wahn!

Zum ersten Mai.

Blumen willst du, liebe Kleine?
Sieh' dein Wunsch ist hier erfüllt.
Blumen schick' ich dir die Menge,
Die der erste Mai enthüllt.

Du auch gleichst der zarten Blume,
Die der junge Mai gebar;
Schmücke dich mit deinen Schwestern,
Schmücke Busen dir und Haar!

Mögest du des ersten Maien
Immer schuldlos dich erfreu'n;
Mag dir mehr als Gold und Perlen
Stets ein Kranz von Blumen sein.

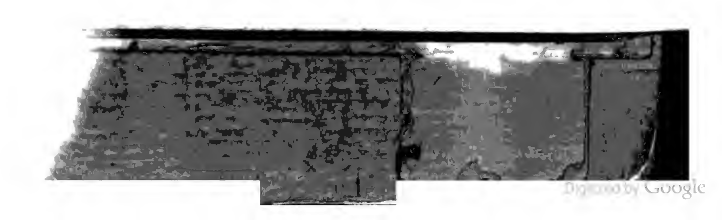
Liebe und Treue.

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein.
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

Liebe läßt sich immer finden,
Treue zieht sich still zurück.
Liebe läßt sich nimmer binden,
Treue giebt ein dauernd Glück.

Liebe will sich gerne zeigen,
Treue schließt sich lieber ein.
Liebe mag nicht gerne schweigen,
Treue wird verschwiegen sein.

Liebe flieht mit jedem Lenze,
Ist mit jedem wieder da;
Treue flicht im Winter Kränze,
Immer ist die Treue nah'.



Mit den Blumen spielt die Liebe,
Treue sammelt Früchte ein.
Liebe quält mit süßem Triebe,
Treue wird dich stets erfreu'n.

Liebe liebt die Neckereien
Und versöhnt sich dann so gern;
Treue kann dies nicht erfreuen,
Wandel ist der Treue fern. —

Liebe schwärmt auf Weg und Stegen,
Treue wohnt für sich allein;
Liebe kommt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue sein.

Aber kehrt auf ihren Wegen
Liebe bei der Treue ein,
Kommt ihr diese froh entgegen:
Treu wird dann die Liebe sein.

Der Befreite.

Süße Blicke kehren wieder,
Zärtlich weilt der Druck der Hand,
Und es tönen jene Lieder,
Deren Macht ich einst empfand.

Neue Fesseln willst du schlingen,
Lockst mit dem gewohnten Ton;
Nimmer wird es dir gelingen,
Denn der Zauber ist entflohn!

In der Freiheit lichten Räumen
Zieht des Vogels neuer Flug,
Und er flieht vor jenen Träumen,
Deren Zauber einst er trug.

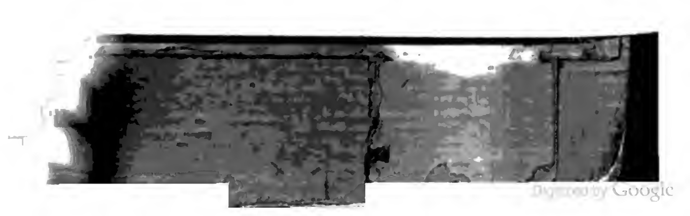
Singe! schmeichelnde Sirene!
Mühe dich, das Netz zu ziehn!
Der Befreite kennt die Töne,
Und die Schlinge wird er fliehn!



Marie Mindermann.

Marie Mindermann,

geb. am 9. December 1808 zu Bremen, wo sie unvermählt noch lebt. Obwohl sie schon als Kind kleine Erzählungen und Gedichte geschrieben hatte, trat sie doch erst im Jahre 1851 öffentlich als Schriftstellerin auf, und zwar zunächst mit politischen Flugschriften, von denen eine („Briefe über Bremische Zustände") ihr eine achttägige Gefängnißstrafe zuzog. In verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte sie ihre prosaischen und poetischen Erzeugnisse. — Von ihr: „Haide und Moos", eine Sammlung Märchen für Alt und Jung, (Lübeck 1854); „Feldblumen", Erzählungen für die reifere Jugend, (6 Bde. Glogau 1860); „Plattdeutsche Gedichte in bremischer Mundart, nebst einer Sammlung Sprichwörter und Redeweisen" (Bremen 1860); „Buntes Laub", Sagen und Märchen für die reifere Jugend, (Ebd. 1863); „Dramatische Kleinigkeiten" (Ebd. 1867); „Sagen der alten Brema" (Ebd. 1867); „Ranken", Gedichte (Ebd. 1870) und endlich „Blumen am Wege", Erzählungen, Sagen u. s. w. für die reifere Jugend, (Bremen 1873).



Der treue Bursch.

Die Dänen ziehen vor Ranzau's Schloß;
„Graf Ranzau, du mußt sterben!
Geschworen haben wir deinen Tod,
Elend sollst du verderben!“

Das fährt dem Grafen durch's feige Hirn,
Und er entrinnt dem Streite;
Dahinten läßt er Habe und Gut,
Dem Feind' als reiche Beute.

„Zieht ruhig davon, ihr Mannen all',
Doch ledig geht vom Schlosse, —
Das nackte Leben schenken wir euch!“
Der Hauptmann ruft's vom Rosse.

Die Männer ziehen durch's offne Thor,
Ziehn fort ohn' Gut und Habe,
Und als sie gehen den Weg dahin,
Bleibt scheu zurück ein Knabe.



„Was zauderst du noch und gehst nicht fort?"
Der Hauptmann ruft's vom Rosse.
„„Ach edler Ritter, wollt gnädig sein!
War Küchenjung' im Schlosse;

„„Bin aber, seht nur, ein schwacher Knirps,
Weiß nicht, wohin mich wenden,
Daß ich mein Brot mir verdienen kann
Mit diesen schwachen Händen.

„„Im Schlosse liegt nun so reiches Gut,
Wollt etwas mir verehren;
Was tragen können die Arme mein,
Dürft Ihr mir schon gewähren.""

Drauf spricht der Hauptmann: „Du toller Bursch,
Hast's Wort am rechten Flecke;
Schleppst mir am Ende das Gold vom Schloß
Und kostbare Gedecke."

„„Gestrenger Ritter, nicht rothes Gold,
Nicht Damast, edle Steine,
Nicht blankes Eisen und scharfe Wehr,
Kein Tröpflein von dem Weine!""



„So geh' denn, Kleiner, es macht mir Spaß,
Und nimm, was du kannst tragen;
Was solch ein Bürschlein zwingen mag,
Das will nicht viel besagen."

Der Bursche geht, bald kehrt er zurück,
Es glühen ihm die Wangen;
Was trägt er denn auf den Armen sein?
Was hält ihn fest umfangen? —

Ein jämmerlich Kind, der Krankheit Bild,
Verwachsen zum Erbarmen!
Es zittert schier wie ein Espenlaub,
Das trägt er auf den Armen!

„Potztausend, mein Bursch! Was schleppst du da?"
Der Hauptmann springt vom Rosse,
Er faßt den Knaben bei der Hand:
„Was trägst du mir vom Schlosse?"

„„Gestrenger Ritter, hab' Euer Wort,
Ich nahm, was ich kann tragen;
Seht, dieser hier ist des Grafen Sohn,
Den wollt mir nicht versagen.""

„So ließ der Ranzau sein Kind zurück,
Und sucht' allein das Weite? — —
Gott segne dich, du getreuer Bursch,
Zieh' hin mit deiner Beute!

„Damit du auch Brot ihm geben kannst,
Dem armen kleinen Wichte,
Nimm diesen Beutel gefüllt mit Gold —
Den Grafen der Himmel richte!"

Den finstern Kriegern pocht laut das Herz,
Stumm schau'n sie auf den Kleinen!
Der geht von dannen mit freud'gem Muth,
Die Krieger stehn und weinen.

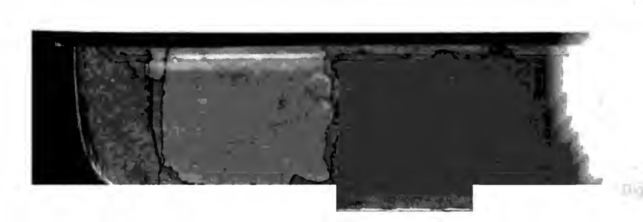
Bin nicht allein.

Es wundert euch, daß gern allein
Ich meine Wege geh'?
Euch mag es stumm und einsam sein,
Wo ich nur Wunder seh'.

Bin nicht allein; mir rauscht der Wald
Ein Lied auf meinem Gang;
Und aus des Baches Murmeln schallt
Mir ein bekannter Sang.

Bin nicht allein; der Vögel Lied —
Meint ihr, ich denk' es nicht?
Das Echo weckt es im Gemüth,
Von Lust und Leid es spricht.

Bin nicht allein; im Aehrenfeld
Wogt's wie ein heil'ger Psalm;
Mir ist, als ob ein Engel hält
Die Aehr' am schwanken Halm.



Bin nicht allein; der Käfer singt
Mit goldnen Flügelein;
Was mir daraus entgegenklingt,
Sollt's nicht ein Märchen sein?

Bin nicht allein; das Blatt am Strauch,
Es zittert wundersam;
Es flüstert leis im Windeshauch,
Wie es zum Grünen kam.

Bin nicht allein; die Blum' erzählt
Ihr Märchen mir im Duft;
Dem Grashalm auf der Wiese fehlt
Der Ton nicht, der mich ruft.

Bin nicht allein; der Dichter zieht
Mich fort zum Wunderschacht;
Es steigt herauf das Wort, das Lied,
Und bunte Sagenpracht.

Bin nie allein; denn Alles klingt
Mich an mit heil'gem Laut;
Ich seh' den Geist, der es durchdringt
Und seine Tempel baut.



Hüte dich!

Viel bittre Thränenquellen giebt's auf Erden,
Mit mancher wirst auch du bekannt noch werden.

Doch nenne ich dir eine Thränenquelle,
O klares Naß, wie scharf ist deine Welle!

Horch, klagend flüstert's aus der feuchten Welle:
Ich bin der Reue bittre Thränenquelle!

Ich bin noch schärfer als gespitzte Pfeile,
Mit meiner Fluth die Herzen ich zertheile.

Ich bin noch bittrer als ein Wermuthstrank,
Wer mich gekostet, fühlt sich ewig krank.

Ich bin noch brennender als Feuers Gluthen,
Denn innres Leben muß an mir verbluten.

Drum hüte dich! — An meinen scharfen Wellen
Laß nie den Frieden deiner Brust zerschellen!



Frage nicht nach dem Glauben.

Du fragst mich, was ich glaube,
Frag' lieber nach dem Thun;
Frag', ob ich Menschen liebe,
Und laß den Glauben ruhn.

Der Glaube ist ein Meinen,
Die Liebe ist ein Sein;
Der Glaube ist ein Fremdes,
Die Liebe nur ist dein.

Der Glaube ist die Schale,
Die Liebe ist der Kern;
Der Glaube — Nebelhülle,
Die Liebe — goldner Stern.

Drum frag' nicht nach dem Glauben,
Frag' einzig nach dem Thun,
Frag' nach der echten Liebe,
Und laß den Glauben ruhn.

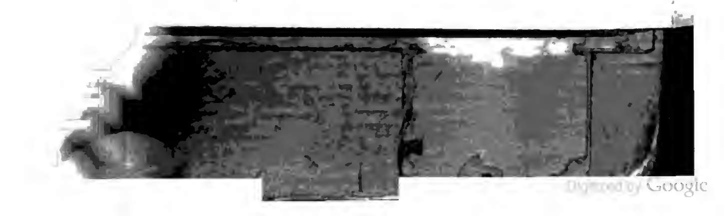


Die Nacht will niedersinken. . .

Die Nacht will niedersinken,
Der Tag geht leis zur Ruh',
Die Sterne droben blinken,
Mein Herz, was willst denn du? —
Kannst du nicht Ruhe finden
In deiner tiefen Pein? —
O lerne überwinden,
Und du wirst ruhig sein.

Die Blumen stehn im Schlummer,
Erquickt vom kühlen Naß;
Du aber bist voll Kummer,
Quälst dich um dies und das;
Sieh, deine Tage schwinden,
Nur kurze Zeit ist dein; —
O lerne überwinden,
Und du wirst stiller sein.

Im Strom die Wellen rauschen,
Als sängen sie zur Ruh',
Die Sterne droben lauschen,
Und du, mein Herz, und du? —
Du kannst nicht Frieden finden
In deiner Erdenpein;
O lerne überwinden,
Und Frieden wiegt dich ein.



Dem Frieden.

Hab' ich euch sonst gesungen
Von Kampf und heißer Schlacht,
Vom Zorn, der hoch geschwungen
Das Schwert mit Heldenmacht:
Heut' singe ich vom Frieden,
Wie er mit leichtem Schritt
Zu allen Kampfesmüden,
In alle Kreise tritt.

Gesegnet sei der Frieden,
Der Zorn und Haß bezwingt,
Der einet, was geschieden,
Der Heil in Fülle bringt!
Zwar bluten tausend Wunden,
Die heilt der Frieden nicht;
Doch senkt er trostverbunden
Auf sie sein Himmelslicht.



Die Wackern, die gestorben
Den Tod für's Vaterland,
Sie haben sich erworben
Den höchsten Ehrenstand;
Und wo man jauchzt dem Frieden,
Gilt ihnen Dankeswort,
Ob auch dahin geschieden,
Sie leben fort und fort!

Willkommen, sei willkommen,
Du holde Friedenszeit,
Zum Trost, zum Heil, zum Frommen,
Zu Deutschlands Einigkeit! —
Hilf uns, das Feld bebauen
Für Leib und Herz und Geist, —
Laß nie die Enkel schauen,
Was Krieg und Schlachten heißt.

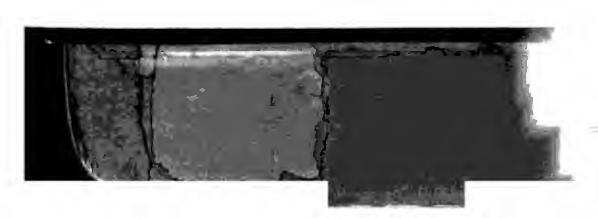
Bi Nacht.

De Nacht stiggt raf nar Eeren,
De Luchd is still un warm,
De Steerns dar baben blänkert,
Ik hör keen Lut, keen Larm.

De Welt, de liggt inn Slape,
Un ik bin noch inn Freen;
De Linnenböme duftet —
Wat is de Nacht doch schön! —

Ik seh twe swarte Wulken
Ganz deep ann Himmel stan,
Dar achter treckt de Mand up,
Sin stillen Weg to gan.

Wat kikt he ut de Wulken
Mi an so swach un bleek, —
Is't doch, as keek en Minsche
Mi int Gesicht, so leeg;



En Minsch mit swarem Kummer,
Den he ganz heemlig driggt;
Sin Mund, de is verslaten,
Sin Leed steit int Gesicht.

Wat ward mi doch so trorig; —
De Luchd ist warm un still,
De Steerns ann Himmel blänkert; —
Ik weet nich, wat ik will.



Herm. Alexander Müller.



H. A. Müller,

geb. zu Bremen am 14. Febr. 1814, erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium daselbst und auf den Universitäten Bonn, Berlin und München. 1836 wurde er in Heidelberg zum Dr. der Philosophie promovirt. Von 1837 bis 1846 war er Gymnasiallehrer zu Rinteln, Cassel und Fulda. 1842 erschien seine hernach öfters aufgelegte „Französische Grammatik für Gymnasien" und einige Jahre später „Beiträge zur französischen Syntax." Seit Ostern 1847 bekleidet er das Amt eines ordentlichen Lehrers an der Hauptschule seiner Vaterstadt. In Folge des bereits in Berlin und München betriebenen Studiums der Archäologie, sowie mehrfacher Reisen nach Frankreich, England und Italien erstreckt sich seine schriftstellerische Thätigkeit seit 1849 auf das gesammte Gebiet der Kunst, insbesondere auf die des Mittelalters. Er schrieb: „Die mittelalterlichen Kirchengebäude Deutschlands" (Leipzig 1856); „Die Museen und Kunstwerke Deutschlands" (Ebd. 1857 u. 58); „Der Dom zu Bremen" (Bremen 1861); „Die Ruinen des Klosters Hude" (Ebd. 1867); auch lieferte er zahlreiche Beiträge für Deutschlands Kunstzeitungen, sowie für das „Illustrirte Conversations-Lexicon". Gegenwärtig giebt er mit Baurath Mothes in Leipzig ein „Illustrirtes archäologisches Wörterbuch" heraus.

Von ihm erschienen „Gedichte", als Manuscript gedruckt zur Feier der silbernen Hochzeit des Verfassers. (Bremen 1871.) Der Band enthält fast nur Gelegentliches.



Deutsches Freischaarenlied.

(1847.)

Das deutsche Volk ist aufgewacht
Aus langer Jahre dumpfer Nacht,
Zu Herrlichkeit und starker Macht
Schlingt Freiheit froh ihr goldnes Band
Um's ganze, um's schöne, um's deutsche Vaterland.

Im Staube liegt die Tyrannei,
Und Jeder hebt das Auge frei,
Und Jedem schlägt's im Herzen treu,
Und Jeder nimmt das Schwert zur Hand
Für's ganze, für's freie, für's deutsche Vaterland.

So ziehn wir Alle Hand in Hand
Geschmückt mit schwarz-roth-goldnem Band
Als deutsche Brüder stammverwandt,
Von Jütland bis zum Steyerland
Durch's ganze, durch's freie, durch's deutsche Vaterland!



Kurhessische Preßfreiheit.

(1851.)

In unserm guten Lande Hessen
Herrscht jetzt die größte Freiheit zu pressen,
Und der Druck ist Allen so deutlich und klar,
Wie er niemals vor der Verfassung war.

Wiedergefunden.

Ist das der Kranz, der vermißte,
Den einst ich im Sande verlor?
Ja, wenn ich das nur wüßte,
Es kommt mir beinahe so vor.

Es scheint, er kann mich nicht lassen,
Ich muß wohl sein Eigenthum sein.
Sonst fände den Weg von der Gassen
Er wahrlich nicht wieder herein.

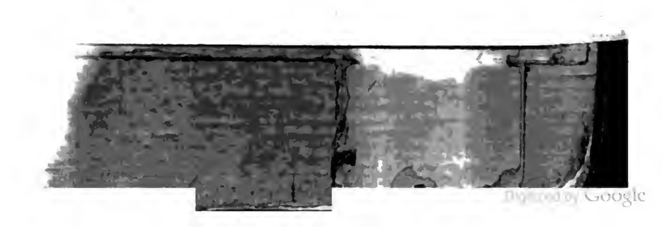
Er ist's, ich muß ihn begrüßen,
Ist treuer, als ich es geglaubt,
Möcht' alle die Zweigelein küssen,
Bevor ich sie setze auf's Haupt.

Als ich ihn konnte verlieren,
Nicht denkend an diese Gefahr,
Da wußt' ich noch nicht, wie sie zieren,
Die Rosen, das bräutliche Haar.

Jetzt will ich mich aber bemühen,
Zu wahren den lieblichen Schatz;
Er soll bei mir grünen und blühen
An dem ihm gebührenden Platz.

O könnt' ich so lange sie hüten,
Die Rosen in farbigem Glanz,
Bis einst um die Locken die Blüthen
Der Myrthen sich winden zum Kranz.





Johann Müller.



Johann Hinrich Müller

aus Wörpedorf im Hannoverschen, geboren den 2. Oktober 1851, lebt seit einigen Jahren als Lehrer in Bremen. — Einige Gedichte von ihm erschienen in Zeitschriften.

Elegie.

Abschied nahmen von der lieben Sonne
All' die Blüthen und die grünen Blätter;
Thau aus milden Abendlüften trinkend,
Ruhten aus die müden Frühlingskinder.

Leise wandelt' ich durch ihre Mitte,
Horchend ihren stillen Jugendträumen,
Frieden saugend in den kranken Busen,
Dein gedenkend in der Mainachtsruhe.

Und in weiter abendlicher Ferne
Sah ich Dich mit leisen Schritten wandeln,
Hattest Birken rechts und links zur Seite,
Alte liebe, treue, grüne Birken.

In der Ferne, ach! die alten Wiesen,
Hier und dort ein Haus mit kleinen Büschen,
Dann auch wieder weiße Gipfelgänge!
Alles alt, bekannt, doch um so lieber

Und Du zähltest wohl die langen Tage,
Die vom treu Geliebten noch Dich trennen,
Dachtest sehnend wohl an jenen Morgen,
Der auf ewig Dich mit ihm verbindet.

Sei getrost! wir dulden noch ein wenig,
Winden neue Kränze für die Zukunft,
Leben für die Welt noch eine Weile,
Leben dann beglückter einst für uns. —



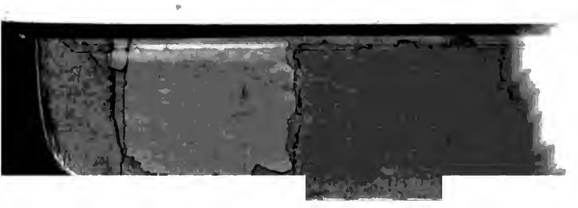
Ob Liebe auch verglüht.

Vom Berge kam ich leicht und froh,
In voller Wanderlust;
Doch unten in dem stillen Thal
Ward mir so weh die Brust.

Mein Mädchen stand am Wiesensteg,
Der uns so oft vereint.
Sie reichte seufzend mir die Hand,
Mit Augen still verweint.

„Willst, Liebster, in die Ferne ziehn
Und lassen Dein Treulieb?"
Ich sah sie lange traurig an
Und sagt' ihr, was mich trieb.

„Und wenn Du nimmer bleiben kannst,
So denke oft zurück,
Und dieses Blümlein zeige Dir
Der Liebe fernes Glück."



Sie nahm mir ihre liebe Hand
Und wandt' sich schweigend um.
Ich sah ihr nach mit nassem Blick
Und zog die Straße stumm.

Nun weil' ich hier in fernem Land, —
Das Blümlein ist verblüht, —
Ich sinne still und denke nach,
Ob Liebe auch verglüht?

Marie.

Ich sehe jeden Morgen
In's grüne Thal hinein,
Dort ruht im Laub verborgen
Ein Häuschen still und klein.

Viel schöne Blumen sprießen
Dort unter luft'gem Dach;
Ein Bächlein seh' ich fließen
So traulich und gemach.

Da singt so klar und helle
Marie, die Liebste mein;
Sie schöpft die kühle Welle
Und netzt die Blümelein.

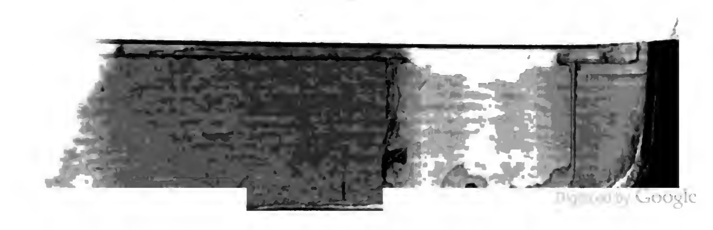
Nicht länger läßt's mich warten,
Ich muß zu ihr in's Thal,
In ihren stillen Garten,
Sie küssen tausendmal.



Haidelied.

Wie das Herz mir glüht
In der Brust,
Wenn die Haide blüht
Voller Lust,
Wenn das Glöcklein klingt,
Hoch die Lerche singt
Und die Biene aus der Blume trinkt!

Welche Ruhe thront
Auf der Haid',
Welcher Frieden wohnt
Weit und breit,
Wenn's im Walde schweigt,
Sich die Sonne neigt
Und das Abendroth zum Himmel steigt!



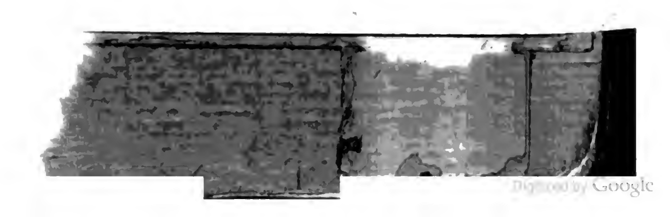
Wonniges Gefühl,
    Naht die Nacht,
Weht der Wind so kühl
    Und so sacht!
Wenn die weite Haid'
Deckt ein Nebelkleid
Und der Bursche schleicht zu seiner Maid!

Am See.

Leise seh' ich dort die Wellen
Spielen in des Mondes Glanz,
Sehe sinken sie und schwellen
Rings in einem Blüthenkranz.

Dunkle, dichtbelaubte Bäume
Ruhn im Wasser klar und tief,
Sanft und traut wie meine Träume,
Die hervor die Liebe rief.

Und geheimnißvoller Friede
Weckt in mir so süßes Glück,
Und die Liebe führt im Liede
Sinnend mich zu Dir zurück.



Bei Dir.

Hier unter frischen Rosen
Zu ruhn an Deiner Brust
Und still mit Dir zu kosen,
Ist mir die reinste Lust.

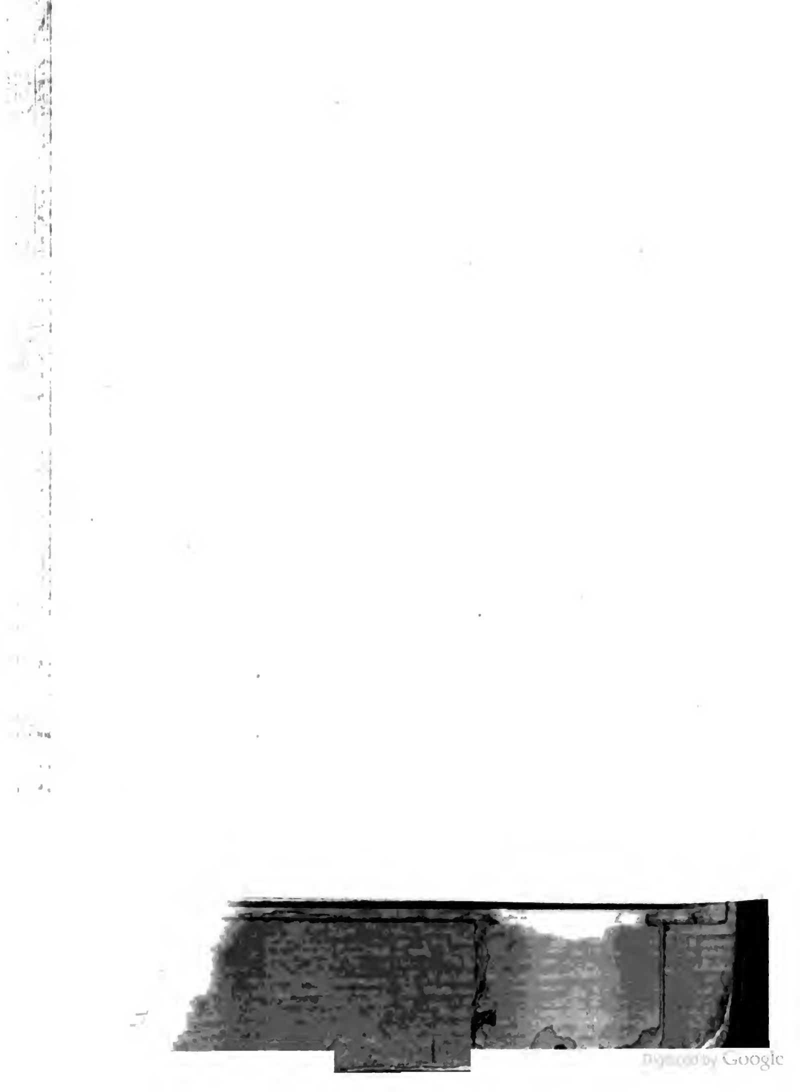
Wie hab' ich unter Thränen,
Mit bangem Trennungsleid,
Mit Sorgen und mit Sehnen
Verlebt so lange Zeit.

So lange, liebe Stunden
Hab' ich an Dich gedacht
Und tiefes Weh empfunden
Und mich fast krank gewacht.

Bei Dir, o Theure, schwindet
Das Leid aus meiner Brust;
In Deinen Armen findet
Mein Herz die höchste Lust.

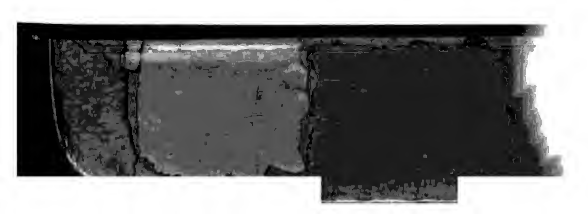






Samuel Christian Pape.

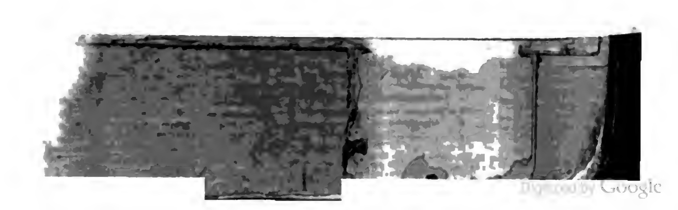




S. Ch. Pape,

geboren am 22. Nov. 1774 zu Lesum bei Bremen, lebte bis zu seinem 11. Jahre in Wulsbüttel im Bremischen und zu Visselhövede im Herzogthum Verden, in welchen Orten sein Vater, Heinr. Pape, nach einander Prediger war. Aus einer alten bremischen Familie stammend, kam er 1785 nach Bremen auf die Schule; dann verlebte er wieder 3 Jahre im elterlichen Hause zu Visselhövede, mit theologischen Studien beschäftigt, und bezog Ostern 1794 die Universität Göttingen. Hier gab er 1797 eine Uebersetzung des „Hiob" heraus, und war darauf bis zum Jahre 1801 Hauslehrer im Bremischen. In genanntem Jahre wurde er zum zweiten Prediger in Nordleda im Lande Hadeln erwählt. Dort starb er nach vielen Leiden und Unglücksfällen in seiner Familie am Schlage, den 5. April 1817. -- Pape war zwei Mal verheirathet; noch lebt seine jüngste Tochter Betty (siehe Maria v. Hadeln) in Bremen.

Seine „Gedichte" erschienen drei Jahre nach seinem Tode in Tübingen bei C. F. Osiander (1821) und wurden von Fr. de la Motte Fouqué bevorwortet.



Die Lautensängerin.

Draußen auf der braunen Haide,
Linker Hand zum Thor hinaus,
Unter einer Pappelweide
Liegt ein kleines Schäferhaus.

Wo die hohen Pappelbäume,
Wo das stille Hüttchen liegt,
Wurd' ich oft in süße Träume
Unter Thränen eingewiegt.

In der Hütte wohnt' ein Mädchen,
Eine Lautensängerin.
Oefters ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin.

Mußte dann das gute Mädchen
An der Thür mich wandern sehn,
Ließ es wohl das Spinnerädchen
In der Myrthenlaube stehn.



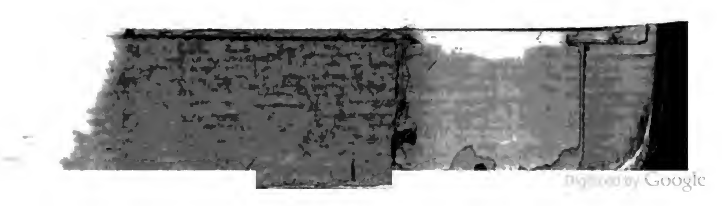
Nahm wohl seine süße Laute
In die zarte, weiße Hand,
Spielte bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand.

Und sie sang von ihren Thränen
Und von treuer Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Daß sie wiederfinden wollte
Ihren Liebsten, der sie kennt,
Wo ihr's Niemand wehren sollte,
Wo kein Tod sie wieder trennt.

Vieles hat sie schon getragen;
Willig trägt sie's; aber dann,
Allen Engeln will sie klagen,
Was sie litt von Jugend an. —

Meine Thränen flossen immer,
Immer naht' ich ihr so gern;
Aber, ach! ich wagt' es nimmer,
Denn die Mutter war nicht fern.



Mußte bald das Hüttchen meiden,
Wo das gute Mädchen wohnt;
In die Fremde mußt' ich scheiden,
Weh mir! im Septembermond.

Monde gingen mir vorüber,
Sieben Monde gingen hin;
Immer dacht' ich noch hinüber
An die Lautensängerin.

Und die Vöglein sangen Lieder,
Und der schöne Lenz begann;
Und im Maien kam ich wieder
In der lieben Heimath an.

Täglich ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin,
Nach der Hütte, nach dem Mädchen,
Nach der Lautensängerin.

Konnt' ich doch das gute Mädchen
Nimmer vor der Hütte sehn!
Sah ich doch kein Spinnerädchen
In der Myrthenlaube stehn!



Hörte keine süße Laute
Von der zarten, weißen Hand,
Harrend, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand! —

Da gedacht' ich ihrer Thränen
Und der treuen Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Heimlich, in der Abendstunde,
Ging ich nun zum Kirchhof hin,
Und der Kirchhof gab mir Kunde
Von der Lautensängerin.

Der Jäger.

Am Sonntag war's, nach Mitternacht,
Am ersten Tag im Maien;
Der Jäger hört, vom Traum erwacht,
Den Todtenvogel schreien.
Das treibt ihn wunderbar heraus,
Aus seinem Bett, den Saal hinaus;
Er schaut sich um im Freien.

Früh Morgens um die Kirchenzeit,
Sieh' da! von seiner Lieben
Ein großer Brief, so lang als breit,
Von ihrer Hand geschrieben.
Der Brief' als der gelesen war,
Da ward's ihm Alles hell und klar,
Was ihn heraus getrieben.

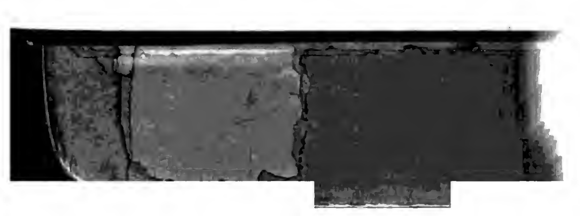


Der Jäger setzt sich auf sein Roß —
Hinüber durch die Haide,
Daß ihm der Schweiß herunter floß
An seinem Jagdgeschmeide.
Und als er kam in's Dorf gerannt,
Da ging sie an des Priesters Hand
In eitel Gold und Seide.

Er sprang herab, er wankte hin,
Mit Zittern und mit Beben,
Ihm ward so grausenvoll zu Sinn,
Wie zwischen Tod und Leben.
Dann rief er dumpf und weinte laut:
„So bist du nun des Pfaffen Braut?
Das mag Dir Gott vergeben!"

Und als sie sprach kein einzig Wort,
Und als sie stand in Trauer,
Da trieb es ihn unbändig fort
Mit wildem Todesschauer;
Und nieder schlug er leichenblaß,
Und taumelt unter Laub und Gras
Hart an der Kirchhofsmauer.

Da riß sie ihn in Todesqual
Hervor aus Leichensteinen;
Da sah er noch zum letzten Mal
Die Abendsonne scheinen. —
Um zwölf Uhr, als der Wächter rief,
Das war die Stund', als er entschlief;
Da hub sie an zu weinen.



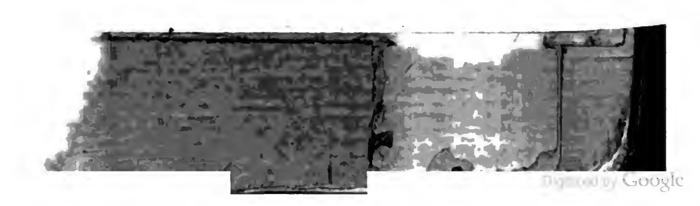
Der kühne Schiffer.

Das Ufer wogt' im wilden Nord,
Die Felsen hallen rings umher,
Der kühne Schiffer stand an Bord:
„Ihr Männer auf in's Meer!

In's schöne Frankreich fahren wir,
Im reichen England kehr' ich ein.
In England trinkt ihr braunes Bier,
In Frankreich kühlen Wein!"

Und als das Segel rauscht' im Wind,
Und als am Mast das Segel schwoll,
Da rief ihm noch sein einzig Kind
Vom Ufer Lebewohl!

„Du könntest gehn im grünen Wald,
Am Blumenbach, so hell und klar.
Nun weht der Abendwind so kalt
Dein silberweißes Haar!



Du könntest ruhn die dunkle Nacht
In deinem warmen Kämmerlein.
Nun wachst du noch, wenn Niemand wacht,
Auf falschem Meer allein!" —

O Mädchen, still! Bei Helgoland,
Bei Helgoland im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her!



Die Trauung.

In der Kirche zu Mariengarten,
Vor dem Hochaltar,
Stand die Braut in Gold und Seide
Und der Bräutigam im Feierkleide.
Nimmer stand ein schönres Paar
In der Kirche zu Mariengarten!

In der Kirche zu Mariengarten
Fiel der Mörderschuß,
Und die Mauern hallten's wieder;
Und der Bräutigam sank blutig nieder:
„Weh' mir, daß ich sterben muß
In der Kirche zu Mariengarten!“

In der Kirche zu Mariengarten
Sank die junge Braut;
Lag an des Altares Stufen,
Hörte nicht die gute Mutter rufen.
Und der Priester weinte laut
In der Kirche zu Mariengarten!



Lore.

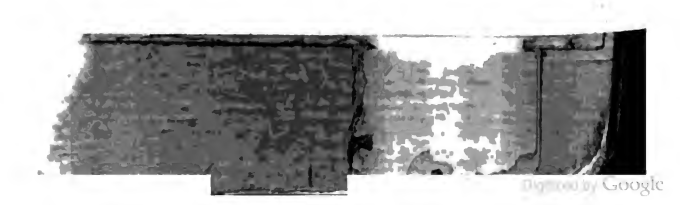
Das war am heil'gen Jacobstag,
Die frühe Lerche sang,
Als Pächters Lore schlummerwach
Die schönen Hände rang.
„Schon wiederum die ganze Nacht
Hat mich sein Bild gequält,
Die ganze Nacht um ihn durchwacht!
Gott weiß es, was mir fehlt.

Ich will hinaus zur grünen Au',
Wo die Violen stehn,
Dort, wo im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn.
Da weht der frische Rosenduft,
Da lacht das Blumenbunt,
Da singt das Vöglein in der Luft
Mein krankes Herz gesund!" —

Sie sah dort auf der grünen Au'
Wohl die Violen stehn,
Sie sah im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn.
Ihr weht kein frischer Rosenduft,
Ihr lacht kein Blumenbunt,
Noch singt das Vöglein in der Luft
Ihr krankes Herz gesund.

Da draußen fand sie keine Rast,
Im Hause keine Ruh';
Das ganze Dorf war ihr verhaßt
Bis an den Abend zu,
Bis daß sie ging zum Abendtanz,
Wo ihr Geliebter war,
Einen Rosen- und Violenkranz
In ihrem blonden Haar.

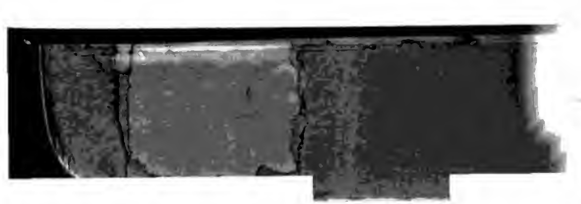
Er trank wohl lustig Bier und Wein,
Und wieder Wein und Bier,
Und jedem Mädchen schenkt' er ein,
Nur trank er nicht mit ihr.



Er tanzte lustig hier und dort,
Und wieder dort und hier;
Mit jedem Mädchen zog er fort,
Nur tanzt' er nicht mit ihr.

Sie bracht' ihm blaue Veilchen hin
Aus ihrem blonden Haar;
Die gab er einer Tänzerin,
Die seine Liebste war
Sie bracht' ihm rothe Rosen hin
Aus ihrem blonden Haar;
Die gab er auch der Tänzerin,
Die seine Liebste war.

Da ging sie weinend hin und saß
Da draußen auf der Bank.
Je länger sie da draußen saß,
Je schlimmer ward sie krank.
Und todeskrank schlich sie hinein,
Die Thür, die schloß sie zu,
Hinein in's stille Kämmerlein,
Und legte sich zur Ruh'.

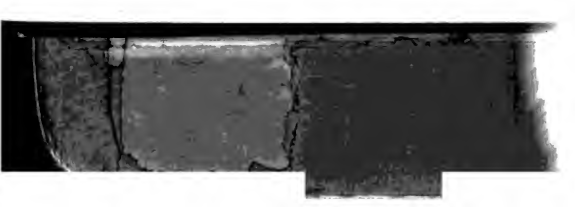


Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um drei;
Und als er seine Stunde sang,
Da ging's mit ihr vorbei.
Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um vier;
Und als er seine Stunde sang,
Da war es aus mit ihr.

Der Königssohn.

Es ritt ein Mann mit goldnem Stern
Im hellen Mondenstrahl;
Drei Hütten dämmerten von fern
Im tiefen Mühlenthal.
Da tummelt er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis unter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

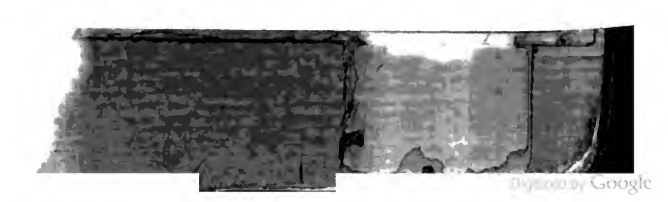
Er bückte sich, er wandte sich
An's stille Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!“ —
„„Mein lieber Mann ist auf der Frohn,
Dort oben auf der Burg,
Und auf dem Felde wacht mein Sohn
Die ganze Nacht hindurch.““



Er bückte sich, er wandte sich
An's andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!“ —
„„Mein Vater ist im grünen Wald
Beim Ritter auf der Jagd,
Und meine Brüder jung und alt,
Sind in der wilden Schlacht!““

Er bückte sich, er wandte sich
An's andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!“ —
„„Mein Bruder dient für Königsgeld,
Mein armer Mann ist todt,
Und meine Kindlein über Feld,
Und betteln dort ihr Brod.

Er bückte sich, er wandte sich
Vom stillen Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Gottlob! der Mondenschein.“



Dann tummelt' er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis hinter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Und um ihn her der stille Quell,
Der frische Wiesengrund,
Des vollen Mondes Silberhell
Schuf nicht sein Herz gesund.
Er weinte bis an's Morgenlicht,
Er weinte sich recht satt,
Und ritt mit Thränen im Gesicht
In seine Königsstadt.



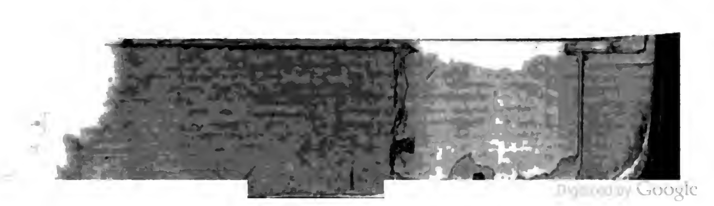
Ulysses.

Warum weinst du, wenn die ew'gen Götter
Deinen Pfad in Finsternisse hüllen?
Was betrübst du dich, mein Herz, und sehnst dich
Unmuthsvoll hinunter zu den Todten?

Sieh, das Leben ist doch schön! und besser,
Als da drunten in des Hades Tiefen
Die verlor'nen Tage zu betrauern! —

In das Reich der Todten ging Ulysses,
Sah die Schatten seiner Freunde wandeln,
Und den göttlichen Achilles fand er
In des Hades tiefsten Einsamkeiten
In den allertiefsten Gram verloren.

O mein Bruder! seufzte der Pelide,
Wär' ich droben auf der milden Erde
Lieber der geringsten Sclaven einer,
Als in dieses öde Nichts versunken! —



Und Ulysses wandte sich mit Thränen
Von der kalten, geistigen Umarmung;
Ging herauf aus den verborgnen Schluchten
An das holde Licht der Morgensonne.
Sah der Schöpfung unvergänglich Prangen,
Sah der Menschen frohes Thun und Treiben,
Sah hinauf zum blaugewölkten Himmel:

Ach, das Leben ist doch schön! und besser,
Als da drunten in des Hades Tiefen
Die verlor'nen Tage zu betrauern!



Heimweh.

Elysium, du Land, wo Friede wird,
Wo nie das Schwert und nie die Fessel klirrt;
Elysium, du Land, wo Liebe thront,
Wo endlich Ruh' in diesem Herzen wohnt!

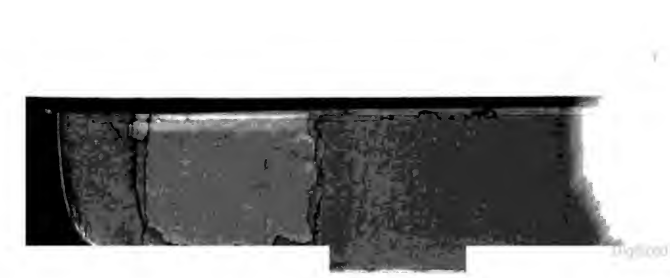
Bist du Phantom? Bist du der Leiden Traum?
Bist du ein Land in irgend einem Raum?
Wo such' ich dich am weiten Firmament,
Wenn heimathskrank die blasse Wange brennt?

Oft Mitternachts umweht mich deine Luft,
Ein ew'ges Blau, ein ew'ger Frühlingsduft.
Ich seh' es dort in heller Blüthe stehn,
Ich hör' es dort in Melodieen wehn!



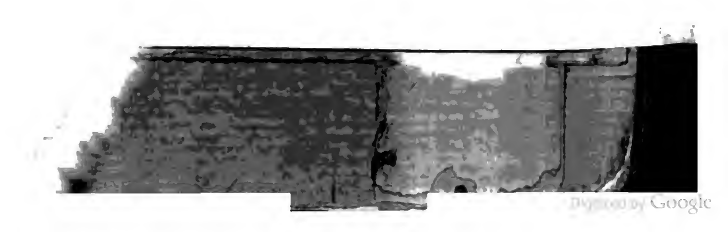


August Friedrich Pfeßer.



August Friedrich Pletzer,

geb. am 26. Janr. 1823 zu Bremen, studirte in Leipzig, Halle und Berlin vorzugsweise Philologie. Nach seiner Promotion in Halle und seiner Rückkehr in die Heimath wurde er Mitredacteur der „Weser-Zeitung". Von 1853 an redigirte er das „Bremer Sonntagsblatt". Im Herbst 1857 wurde er angestellt als Hülfslehrer an der Handelsschule, an welcher er zwei Jahre später als ordentlicher Lehrer seine Thätigkeit fortsetzte. Am 9. Juni 1868 ereilte ihn der Tod. — Viele Aufsätze in Zeitschriften. Nach seinem Tode erschien: „Bilder aus dem Süden und zerstreute Blätter aus dem Nachlasse von Dr. August Friedrich Pletzer". (Bremen 1868); aus diesem Werke sind die nachfolgenden Proben genommen.



Der rothe Felsen.

Es wogt das Meer, es tobt und braust,
Den Felsen will's zerschmettern.
Es naht mit Sturmesmacht, es saust
Heran mit bösen Wettern.

Stolz blickt der rothe Fels in's Meer
Und läßt es unten toben,
Er sieht, wenn's brandet wild und schwer,
Ihm vornehm zu von oben.

Wie um ihn her im Sturmeslauf
Die Wogen donnernd schäumen!
Wie sie am Felsenstrand hinauf
Sich majestätisch bäumen!

Ihr weißer Schaum spritzt jäh empor,
Ein tobender Geselle,
Und immer neu in wildem Chor
Stürzt Welle sich auf Welle.



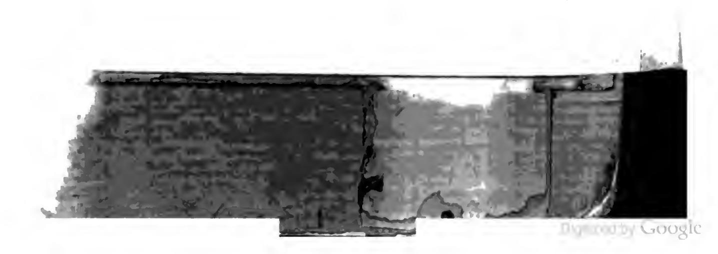
Uralte Steine ragen hier
Im weißen Schaum; sie waren
Der Meereswogen Jagdrevier
Seit tausenden von Jahren.

Und stets erneuert sich der Kampf,
Und immer braust es wilder,
Er malt mit Schaum und Gischt und Dampf
Erhabne Meeresbilder.

Zerklüftet längst ist jeder Stein,
Zerrissen seine Glieder,
Es stürzen durch sein nackt Gebein
Die Wogen auf und nieder.

Und immer trotzt er ihrer Wuth,
Trotzt ihrem wüth'gen Toben.
Stolz blickt auf solchen Kampfesmuth
Der rothe Fels von oben.

Ob ihm das Meer in wilder Wuth
Die grimmen Zähne wiese,
Ihn ficht's nicht an, unnahbar ruht
Der mächt'ge rothe Riese.



Mondnacht am Meere.

Vollendet ist der Sonne Lauf,
Schon stieg in voller Pracht herauf
Der Mond am Himmelszelt.
Von oben schaut der Sterne Heer
Mit mildem Schein hinab in's Meer,
In Frieden schläft die Welt.

Die Insel schlummert süß, es lauscht
Das Ohr dem Meere, wie es rauscht
In's Herz mit Allgewalt.
Seit Anbeginn der Welt erklingt
Das Lied, das seine Welle singt,
Und nimmer wird es alt.

Sieh, wie auf meerumwogtem Stein
Getreu des rothen Feuers Schein
Hält einsam seine Wacht.
Er winkt auf schwarzem Felsenriff
Dem Steuermann, der kühn sein Schiff
Lenkt durch die düstre Nacht.



Heut' weichet er dem Mond verschämt,
Der stolz mit Silberglanz verbrämt
Die weite dunkle Fluth.
Er nimmt, so lang er seine Bahn
Siegreich verfolgt, des Schiffers Kahn
In liebevolle Hut.

Und zauberhaft erglänzt die Stadt,
Seit sie sein Glanz umfangen hat,
Seit er sie angelacht.
Er dringt hier bis zum Grund der Schlucht
Und malt dort des Gebirges Wucht
Mit wunderbarer Pracht.

Nun wandelt auf des Mondes Strahl
Ein milder Geist zu Berg und Thal
Herab vom ew'gen Zelt.
Sanft legte auf das Inselland
Die Nacht ihr liebliches Gewand,
In Frieden schläft die Welt.

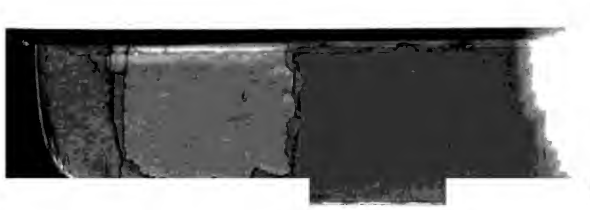
Neuer Muth.

Blick' auf das Meer, das weite, blaue!
Die Sonne giebt ihm goldnen Schein.
Es säuseln Winde, linde, laue,
Und wiegen dich in Träume ein.

In Träume von vergangnen Stunden,
Von deiner Jugend Wonnezeit,
Von frohen Tagen und gesunden,
Von frühlingsfroher Seligkeit.

Und doch fühlst du ein neues Leben,
Wenn ringsum Alles grünt und blüht,
Wenn dich mit wonniglichem Weben
Und Farbenglanz umfängt der Süd.

Sieh, wie im holden, süßen Frieden
Rings um dich her die Erde ruht.
Er sei auch dir, mein Herz, beschieden,
Sei still und froh in seiner Hut.



Was du gehofft, was dich beweget,
Was froh gemacht dein Herz und weit,
Das birg, wenn es sich wieder reget,
Im Schooße der Vergangenheit.

Der Himmel glänzt, es glänzt die Erde,
Es glänzt und strahlt die blaue Fluth.
Nun walte Gott, daß voll dir werde
Das Herz von neuem, frischen Muth.



Alb. Herm. von Post.



Alb. Herm. von Post,

gebürtig aus Bremen, studirte Jurisprudenz und lebt als Richter in seiner Vaterstadt. — Anonym erschien von ihm: „Bremer Leben. Satirische Gedichte" (Bremen 1872).

Oeffentliches Leben.

Merke auf, mein Sohn und höre,
Willst du gern etwas erreichen,
Unterlaß nicht, Deinen Leuten
Honig um den Bart zu streichen;

Denn sie alle sind bedeutend,
Darum mögen sie's gern leiden,
Daß sie's auch zu hören kriegen,
Denn nur Lumpe sind bescheiden.

Alle sind sie sehr bedeutend;
Ja, sie würden es riskiren,
Mit der angebornen Weisheit,
Ganze Welten zu regieren.

Zwar das muß man anerkennen,
Sie regieren etwas theuer;
Doch, das kommt nur, weil die Weisheit
Eben so ganz ungeheuer.

Bist du glücklich Freund mit Allen,
Machst du sicher Carriere,
Ohne seine Tafelbrüder
Gott weiß, wo da Mancher wäre.

Doch willst du mit eignem Kopfe
Deinen Weg gehn, ernst und ehrlich,
Da laß dich getrost begraben;
Denn du bist für sie gefährlich.



Auf der Börse.

Steh' ich so auf der Börse herum,
Das ist ein Hauptvergnügen,
Die feinen Herr'n sind gar nicht dumm,
Wie gerne hör' ich sie lügen.

Sie lügen wirklich mit viel Geschick,
Sie lernten es schon in der Jugend;
Das Lügen mit unbefangenem Blick,
Das ist eine schöne Tugend.

Schon Mancher wurde dadurch steinreich
Und kam in die ersten Kreise;
Die feine Bildung sah man gleich
An Kleidung und an Speise.

Vor Allem lieb' ich den alten Herrn
Mit seinem biedern Gesichte,
Er hat viel Geld, drum hat man ihn gern,
Das ist die alte Geschichte.

Ich freue mich immer, wie zart er fühlt
Für Frau und Kinder und Saucen,
Und wenn er auch einzeln stiehlt, so stiehlt
Er immer doch nur im Großen.

Der Dichterjüngling.

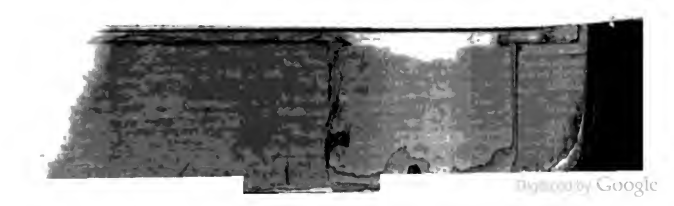
Der Vater sah's schon dem Knaben an,
Daß er ein Dichtertalent war;
Doch in den Jünglingsjahren brach
Schier Alles hervor, was latent war.

Er singt nun fröhlich, fromm und kühn
Nach Art der Minnesinger;
Die Leyer schlägt er stolz und keck
Mit Hülfe seiner zehn Finger.

Die Saiten sind vom besten Hanf,
Von Kartenpappe die Leyer;
Begleitend essen die Musen ringsum
Rahmkäse und Spiegeleier.

Ein Duft ergießt sich über sein Lied,
Wie brauner Kohl und Pinkel;
Apollo hält sich die Nase zu
Im äußersten Zimmerwinkel.

Er seufzt, wie konnt' ich unseliger Gott
Auch nur erfinden das Dichten.
Hört dieser Mensch denn noch immer nicht auf
Sein Opfer zu verrichten?



Katzenjammer.

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein Gummibaum,
Darunter hab' ich geträumet,
Den glücklichsten Liebestraum.

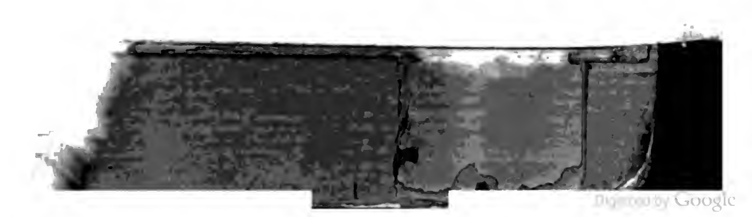
Da droben auf jenem Berge,
Da liegt ein Gummischuh,
Mein Mädchen hat ihn verloren,
Ich konnte nichts dazu.

Mein Herz ist schier vor Neide
So gelb wie Gummigut;
Sie hat einen Andern genommen
Und ich bin ganz kaput.

Ich klebe mir ein Pflaster
Mit Gummi arabicum
Auf meine tiefen Wunden,
Und schaue still und stumm.



Am Ende, um zu löschen
Der Seele ewigen Brand,
Werd' ich noch aus Verzweiflung
Ein Gummifabrikant.



Victor Precht.





Victor Precht

war Schul-Director in seiner Geburtsstadt Bremen und lebt gegenwärtig in Amerika. — Er gab heraus: „Lieder, Schleswig-Holstein geweiht“ (Bremen 1850) und „Patriotische Gedichte.“ (Ebd. 1853). Mehrere Lieder von ihm finden sich im „Bremer Sonntagsblatt“ (1853/54).

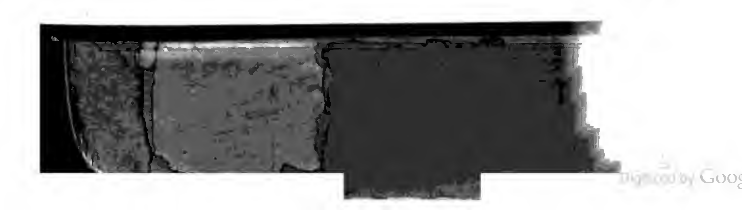
Vom König in Thule.

Hatt' einst ein alter König
Ein junges Eh'gemahl
Und einen schönen Pagen,
Und beide lieb zumal.

Er ruht' an ihrer Seite
So wonnig manche Nacht;
Den Knaben im Geleite,
Ritt er so gern zur Jagd.

Nun ward einst seinem jungen
Gemahl gar weh' und krank;
Von Schwermuth ganz bezwungen,
Verschmäht' sie Speis' und Trank.

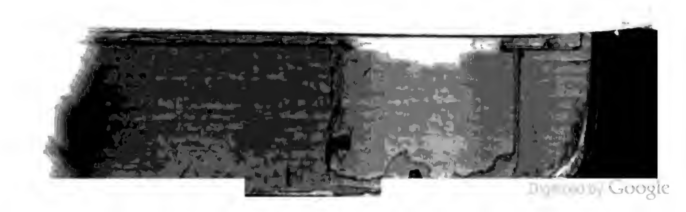
Sie lag und sprach im Fieber:
„Ob ich schon sterben muß,
Genäs' ich doch viel lieber
Von eines Pagen Kuß."



Der Alte thät erbleichen —
Nun wußt' er, wem es galt!
Verbannt' aus seinen Reichen
Den Pagen alsobald,

Es lag in Königs Armen
Eine Todte selben Tag —
Er senkte voll Erbarmen
Sie in den Sarkophag.

Und wo er sie begraben,
Da kniet er täglich hin,
Zu beten für den Knaben
Und für die Königin.



Dein Haar ist wie die wallende Nacht. . . .

Dein Haar ist wie die wallende Nacht,
Die Augen gleich leuchtenden Sternen!
O höre den Trauten, der liebend wacht
Und schaut nach den himmlischen Fernen!

Dein Mund — ein verschlossenes Paradies
Mit der Lippen Rosengehegen!
Wie bin ich den Blumen so gut! — o verschließ'
Es mir, und laß mich sie pflegen!

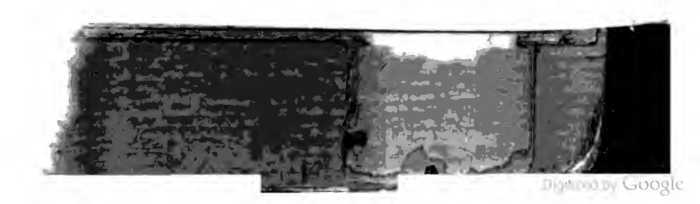
Harmonisch ist dein Wesen all',
Ein Einklang lauterster Schöne,
Und was ich singe, nur Widerhall
All dieser Zaubertöne.

Ich sing' mein Lied in stiller Nacht;
Da stehn die Sterne zu lauschen,
Aus tausend Augen der Himmel lacht,
Und die Lüfte kommen und rauschen;





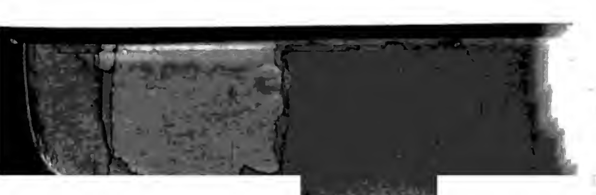
Und tragen es fort und lullen dich ein
Mit sanft verhallendem Klange,
Und buhlen im goldenen Sternenschein
Mit dem Haar und der rosigen Wange.



Elise Reindahl,

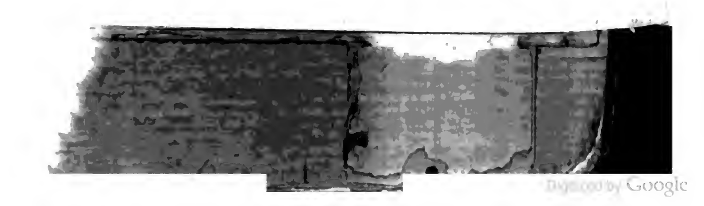
(geb. Rußmann.)





Elise Reindahl

wurde geboren im Jahre 1778 zu Bremen und starb 1825. Von ihr: „Blüthen des Gefühls", Gedichte (Bremen 1819) und „Wahrheit und Phantasie" (Ebd. 1824).



Mutterliebe.

Wenn Du Dich gewagt in das rauschende Leben
Mit feuriger, jugendlich mächtiger Kraft,
Und hast da mit frischem und edlem Bestreben
Das Gute nach möglichsten Kräften geschafft,
Und findest Dich endlich von Allem betrogen,
Und siehst Dich von Freundschaft und Liebe belogen,
Und siehst, wie die Träume der Jugend entfliehn
Und, trügenden Irrlichtern gleichend, verglühn:
Wo schüttest Du aus dann das Herz, das trübe? —
Am heilenden Busen der Mutterliebe!

Und wenn, den Verführungen öffnend die Ohren
Und nicht widerstrebend der schmeichelnden Lust,
Du ganz in dem Strudel der Sünde verloren
Dich endlich wirst Deiner Verirrung bewußt,
Und siehst Dich, vergeudend die edelsten Gaben,
Im gähnenden Strudel des Lasters vergraben:



Wo fliehst Du dann hin mit dem nagenden Gram?
Wo suchest Du Frieden vor Schande und Scham?
Wo fühlst Du entschwinden der Reue Schmerzen? —
Am liebend vergebenden Mutterherzen!

Erringst Du den Lohn Deines edlen Bestrebens,
Und wird Dir die Hoffnung nicht trügender Wahn,
Und lachen auf dornigem Pfade des Lebens
Die Rosen des Glücks und der Freude Dich an;
Und siehst Du Dein Leben von sonnigen Stunden,
Von inniger Liebe und Freundschaft umwunden:
O sage, mit wem Du die Freude dann theilst,
Wohin Du mit offenem Herzen dann eilst? —
An's Mutterherz eilst Du, an's treue, warme,
Fühlst doppelt die Freude im Mutterarme!



Friedrich Ruperti.

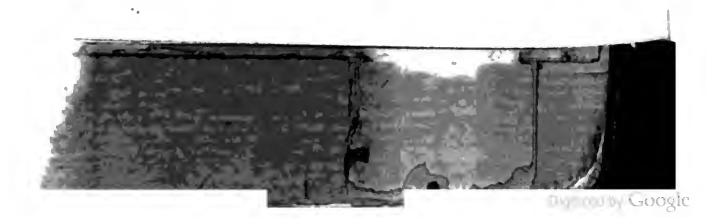


Friedrich Ruperti,

geboren am 23. Februar 1805*) zu Neuenkirchen im Osnabrückschen, diente, einer alten Militairfamilie angehörig, einige Zeit als Cadet in der hannoverschen Artillerie; doch gab er die militairische Laufbahn bald auf, besuchte das Gymnasium zu Bremen, wo seine Familie wohnte, und bezog, um sich dem Studium der Geschichte, der Literatur und der Sprachen zu widmen, 1824 die Universität Jena. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Bremen zurück, wo er fortan als Lehrer wirkte. Am 11. Mai 1867 ereilte ihn der Tod. — Werke: „Gedichte“ (Bremen 1844); „Politische Sonette“ (Bremen 1848); „Zwei erzählende Gedichte“ (Ebd. 1850); „Dunkles Laub“, Jugendgedichte, (Bremen 1851); „Poetische Kleinigkeiten“ (Ebd. 1853); „Ein Tag im Gasthofe“, Lustspiel, (Ebd. 1853); „Nächte der Kleopatra“ (Ebd. 1857) und „Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen“ (Ebd. 1862). Mit Ad. Laun gab er heraus: „Fremde Dichtungen in deutschem Gewande“ (Bremen 1862).

---

*) In verschiedenen Literaturgeschichten ist irrthümlich das Jahr 1806 angegeben.

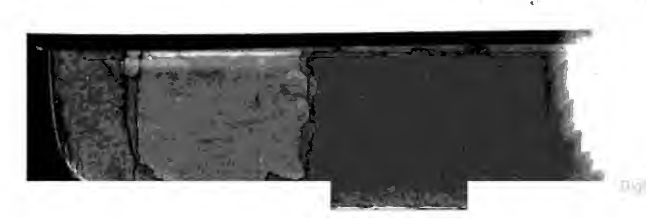


Auf dem Meere.

Er stand gelehnt am hohen Mast
Und sah die Fluthen schwellen;
Das Segel ward vom Sturm gefaßt,
Der Kiel durchschnitt in toller Hast
Die weißbeschäumten Wellen.

Er rief hinein mit wilder Lust
In Sturm und Wogenbrausen:
Frei hebt sich auf dem Meer die Brust,
Wird neuen Muthes sich bewußt,
Am Lande blieb das Grausen.

Am Lande nur droht die Gefahr,
Am Lande Noth und Sorgen;
Da blitzten Augen hell und klar,
Doch hinter ihrem Spiegel war
Ein falsches Herz verborgen.



Weh, daß ich ihren Glanz geschaut!
Weh meinem Flehn und Werben!
Die See, die See ist meine Braut,
Ihr hab' ich nun mich angetraut
Zum Leben wie zum Sterben.

Und ob sie öfters tobt und braust
Mit zügellosem Triebe,
Sie hat mich immer treu behaust,
Und meinem kühnen Muthe graust
Nicht vor der wilden Liebe.

Drum weiter, weiter nur, mein Kiel,
Durch Fluthen auf und nieder!
Wir fürchten nicht der Winde Spiel,
Wir segeln, segeln ohne Ziel,
Und nie zu Lande wieder!

Der König.

Es sitzt der König hoch auf seinem Throne,
Es glänzt auf seinem Haupt die goldne Krone,
Ein Mantel, faltig, purpurfarben, wallt
Um seine scheugebietende Gestalt.

In seinen Mienen herrschen Stolz und Strenge,
Sein Auge blickt verächtlich auf die Menge,
Als spräch' es: „Seht, den ew'gen Göttern nah,
Hoch über euren Häuptern steh' ich da!"

Und siehe, fast sich neigend bis zur Erde,
Und demuthsvoll an Blick wie an Geberde
Bringt der Vasallen ungezählte Schaar
Dem Herrscher ihre Huldigungen dar.

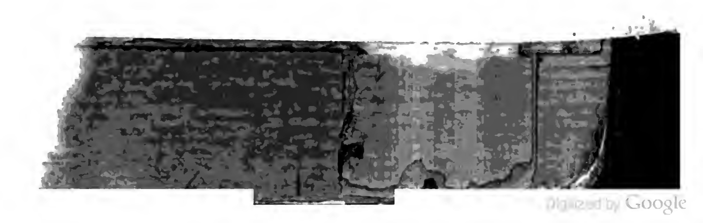
Doch unter dieses Purpurmantels Hülle
Verbirgt sich, fern von aller Kraft und Fülle,
Ein Leib, den wilde Sinnenlust zerstört,
Und welcher halb dem Grabe schon gehört;



Und dieser Blick, der furchtbefehlend lodert,
Und diese Miene, die Gehorsam fodert,
Verhehlt ein Herz, das sich geheim verklagt,
An dem begangner Frevel ewig nagt.

Doch ragt er hoch und mächtig über Allen,
Es neigen huldigend sich die Vasallen,
Er dankt kaum flüchtig, blickt mit Hohn und Spott
Hernieder auf die andern wie ein Gott.

Es sitzt der König stolz auf seinem Throne,
Es glänzt auf seinem Haupt die goldne Krone,
Ein Mantel faltig, purpurfarben, wallt
Um seine scheugebietende Gestalt.

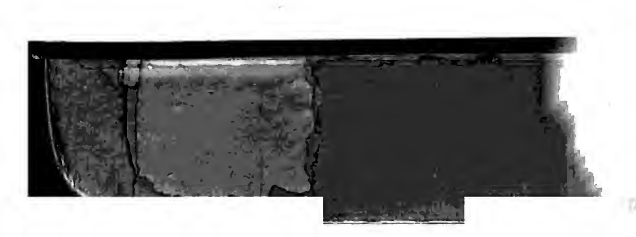


Das Troikalied.

Rasch von dannen fliegt der Dreispann,
Fliegt von dannen längs dem Heerweg,
Und die Glocke, eine Gabe
Von Waldai, klingt beständig,
Klinget traurig an dem Krummholz.

Mitten in der Nacht erhob sich
Von der Lagerstatt der Fuhrmann;
In der Stille ward es ihm
Wehmuthsvoll, er hub ein Lied an
Von den schönen klaren Augen,
Ach, des Mädchens seiner Seele.

Ach ihr blauen, blauen Augen,
Warum habt ihr mich verblendet?
Ach, ihr bösen, bösen Menschen,
Warum trenntet ihr die Herzen?



Lebe wohl, o liebes Moskau,
Lebe wohl, du, unsre Mutter!
Lebe wohl, o süßes Mädchen,
Meiner Seele Paradies!
Ach, ich werde still vergehen,
Wie ein Feuer auf den Feldern,
Wie ein Feuer im Gehölze.

Abschied von der Schönen nimmt er,
Und die Thränen rollen ihm
Nieder auf die Brust, er wischt sie
Seufzend mit des Kaftans Schößen,
Winkt mit seiner Hand den Rossen,
Und der Dreispann fliegt davon.

Die Soldatenbraut.

Es hallt herauf von ferne
Gemessen Tritt an Tritt.
Wie horcht mein Ohr so gerne!
O könnt' ich, dürft' ich mit!
Es sind, es sind Soldaten,
Mein Liebster ist dabei;
Ich kann mir nicht mehr rathen,
Der Faden reißt entzwei.

Wenn Trommeln und wenn Pfeifen,
Wenn Fahnen hochgeschwenkt
So frisch an's Herz mir greifen,
Das an den Liebsten denkt, —
O Mutter, sag', wie kann ich
Noch weilen hier am Platz?
Schon viele Stunden spann ich,
Nun ruft mich laut mein Schatz.



Laß sie Soldatendirne
Mich schelten nur, was thut's?
Ich biete meine Stirne
Dem Spotte frohen Muth's.
Mein Schatz ist treu und wacker,
Wie einer auf der Welt,
Und pflügt er nicht den Acker,
Baut er das Kriegesfeld.

Bald werden Trommeln schlagen
Und Fahnen flatternd wehn;
Da gilt es ohne Zagen
Dem Feind im Kampf zu stehn.
Ich, seine Frau, begleite
Das Heer mit frohem Sinn,
Und labe nach dem Streite
Als Markentenderin.

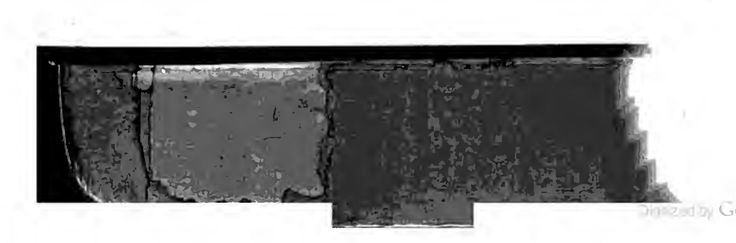
Posthornklänge.

„Da komm' ich, ach, vor Liebchens Haus;
O Kind, schau noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar!"

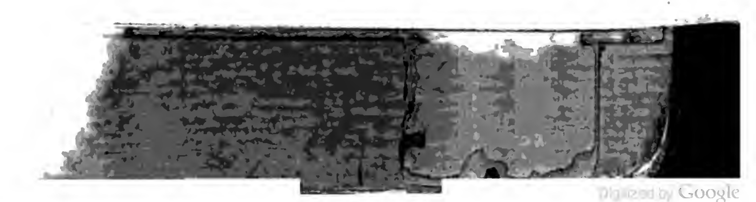
So klingt das Lied in der stillen Nacht;
Dem Mägdlein, das in der Kammer wacht,
Schlägt hoch an die Brust das pochende Herz,
Und es rinnt ihr die Thräne in bitterem Schmerz.

Sie hat ihn so lieb, den Postillon,
Der die Nacht belebt mit des Hornes Ton,
Und wenn er am Tage vorüberzieht,
So feuchtet sich leis ihr Augenlid.

Sie folgt' ihm unter das niedre Dach,
Zum ärmlichen Heerde so gerne nach,
Doch die Mutter, die harte, will es nicht,
Ob ihr vor Kummer das Herz auch bricht.



Es verhallt in der weiten Ferne schon,
Stets leiser klingend, des Posthorns Ton;
Sie sitzt in der Kammer und weint und wacht,
Er reitet hinein in die finstere Nacht.



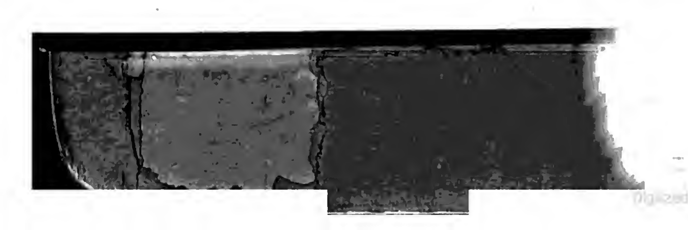
Ich steh' am Flussesrand allein....

Ich steh' am Flussesrand allein,
Die Wellen flüstern leise,
Sie wallen sanft im Mondenschein
Hinunter ihre Gleise.

Es ist, als riefen sie mir zu:
Sieh, wie so still wir fließen,
Wie Mond und Stern in süßer Ruh
Auf uns ihr Licht ergießen!

Was bist du doch so wildbewegt?
Was treibt dich hin und wieder?
Was wogt, von heißem Drang erregt,
Dein Busen auf und nieder?





Wenn sich das müde Auge schließt*) . . .

Wenn sich das müde Auge schließt,
Nicht mehr den jungen Morgen grüßt,
Und in die kühle, stille Gruft
Des Todes sanfte Stimme ruft,
O nicht mit schwerem Leichenstein
Deckt dann mein ruhendes Gebein,
Es hat im Leben ja der Schmerz
Genug bedrückt das arme Herz.

In lockrer Erde gönnt mir Ruh',
Mit grünem Rasen deckt mich zu,
Und pflanzt mit liebevoller Hand
Mir Blumen um des Grabes Rand,
Den Rosmarin, der Rose Licht,
Das liebliche Vergißmeinnicht,
Daß heller Glanz und süßer Duft
Sich rings verbreite um die Gruft.

*) Aus dem Nachlaß des Dichters.

Wenn dann die liebliche Gestalt
Am Hügel einst vorüberwallt,
Um die in ängstlich schnellem Schlag
Das arme Herz im Tode brach,
Und sanft das blaue Blümchen spricht
Mit leisem Wehn „Vergißmeinnicht;“
Dann sinkt wohl eine Thrän' auf's Grab
Aus ihrem Auge still hinab.



Politische Sonette.

1848.

I.

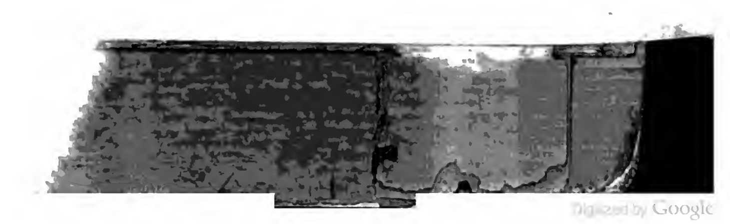
(An Metternich.)

Du stirbst, und sieh', vor deinem Ende schon
Sinkt, was du stolz gebaut in Schutt zusammen;
Hier tobt der Sturm, dort wüthen wilde Flammen
Und sprechen deinem eitlen Ringen Hohn.

Die Völker greifen kühn trotz deinem Droh'n
Nach ihren Rechten, die vom Himmel stammen;
Den du nur schmähen konntest und verdammen,
Der Geist der neuen Zeit besteigt den Thron.

Stirb und dein Name schwind' in leere Luft!
Doch nein, er töne grell in jedem Lande,
Wo man die Frevler an der Menschheit nennt,

Und würde jeder Fluch an deiner Gruft
Zum Stein, so ragte bald ein Mal der Schande
Für dich empor bis an das Firmament.



II.

Unsel'ge Halbheit, die noch immer glaubt,
Gerechtes fordern heiße sich empören,
Mit Lächeln lasse sich ein Sturm beschwören,
Der durch des Volks gesammte Schichten schnaubt!

Welch einen Ruhm hast du dir selbst geraubt!
Wer konnte dich so grenzenlos bethören?
Du steckst um nicht zu sehen, nicht zu hören,
Klug wie der Strauß in einen Busch das Haupt

Ein Schrittlein vorwärts voller Angst und Zagen,
Ein halber rückwärts, zwei nach jeder Seite,
Dann einer vorwärts, — welcher unterblieb,

Das ist — wer fühlt das Herz nicht höher schlagen?—
Mit wunderschönen Phrasen im Geleite
Aechtes, christlich=germanisches Princip.

III.

Leiht euer Ohr, ihr weiten deutschen Gauen,
O horcht ihr Stämm' im Süden wie im Norden!
Uns ist das Heil geoffenbaret worden;
Faßt wieder nun ein ruhiges Vertrauen!

Getröstet könnt ihr in die Zukunft schauen,
Denn sicher seid ihr vor Mongolenhorden,
Die euch berauben wollen und ermorden,
Seid sicher vor Republikanerklauen.

Wo nur ein Deutscher lebt, er mag sie hören,
Des gottgeweihten Herrscherthums Ergießung,
Von Berg zu Berge töne Widerhall:

„Wir gaben, können es zur Noth beschwören,
Wir gaben nach aus eigenster Entschließung
Und nicht etwa aus Furcht vor dem — Krawall."



J. W. Schäfer.



Johann Wilhelm Schäfer,

geb. den 17. Sept. 1809 zu Seehausen im Gebiete der Stadt Bremen, widmete sich seit 1827 in Leipzig philologischen und historischen Studien, und ist seit 1831 an der Hauptschule seiner Vaterstadt bethätigt. — Seine vortrefflichen Arbeiten auf dem Gebiete der Literaturgeschichte wollen wir hier nicht erwähnen; wir nennen nur seine Gedichte, die er unter dem Titel „Liebe und Leben“ (Bremen 1852; 2. Aufl. 1858) herausgab.

Der Herthasee auf Rügen.

Es liegt im Jasmundwalde ein tiefer, schwarzer See;
Nichts lebt in seiner Tiefe, kein Laut ist in der Höh'.
Du hörest nur das Rauschen des Laubs im dichten Wald;
Hörst nur, wie rings am Felsen das Echo widerhallt.

Es wallt' an Hertha's Festen dorthin der Priesterzug;
Verschleiert war der Wagen; ein heilig Bild er trug.
Es ward das Bild gebadet im See von Priesters Hand;
Drum ward in Heidenzeiten er Herthasee genannt.

Noch wohnen böse Geister rings in dem Götterhain;
Sie steigen zu dem Bade bei hellem Vollmondschein.
Den langen Zug eröffnet das schönste Frauenbild,
Und Dienerinnen folgen, von Schleiern eingehüllt.

Hörst du ihr nächtlich Plätschern, so sei auf deiner Hut!
Lenk' ab vom düstern Walde, geh' nicht zur dunklen Fluth!
Denn wessen Auge schaute die wunderbare Fee,
Den lockt sie zu dem Wasser, den zieht sie in den See.



Auf dem Berge.

Ich saß auf hohem Felsenrand,
Der Arm die holde Braut umwand;
Weit dehnten sich vor uns die Thale,
Sie prangten in der Sonne Strahle.

Ihr Aug' wie Aether rein und klar,
Der Mund wie Rosenknospe war;
Die Mienen Liebeszauber lachten,
Die Herzen Liebessprachen dachten.

Es war nicht Raum, es war nicht Zeit;
Im Augenblick war Ewigkeit.
Die Welt war auf des Berges Spitze,
Das Plätzchen ward zum Göttersitze.

Weihestunden.

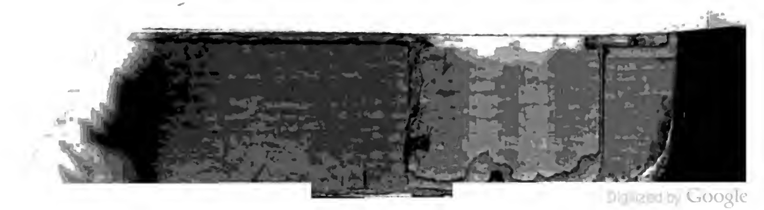
So eilt auf rauschendem Gefieder
Die schöne Blüthenzeit vorbei!
Ach, das Vergangne kehrt nicht wieder,
Entschwundnes wird nicht wieder neu.

Ihr reihet euch nun, goldne Stunden,
An jene, die vor meinem Blick
In Lenzestagen hingeschwunden
Voll Hochgefühl und Liebesglück.

Ihr flüstert all' von Herzensschlägen,
Von des Willkommens leisem Hauch,
Von heiterm Scherz auf stillen Wegen,
Und von der Sehnsuchtsthräne auch.

Ach, was in euch mein Herz durchbebte,
Ich fühl' es noch, und fass' es kaum.
Ich weiß, das himmelwärts ich schwebte:
Es war ein süßer Wonnetraum.

Wie auf dem Abendpfad die Sterne
Entzückend auf uns niedersahn,
So leuchte, Holde, in die Ferne.
Laß deinen Segen mich empfahn.



Bergwald.

Noch einmal empfängst du mich wieder,
Es grüßt mich dein Schatten so hold.
Ich blicke zum Thale hernieder;
Es winkt mir das wogende Gold.

Es schimmert, es rauscht in der Sonne
Noch wie in vergangener Zeit;
Mir flüstern die Blätter von Wonne
Und wie sich zwei Herzen gefreut.

Schon raubet der Herbst sich die Beute,
Bald stehet entblättert der Baum;
Der Liebende zieht in die Weite,
Und das Glück entschwebt wie ein Traum.

Einsamkeit.

Wenn dich Träume süß begeistern,
Flüchte du in heil'ge Stille!
Immer werden Andre meistern
Deines Busens Blüthenfülle.

In versteckten Schattenräumen
Laß die Saiten liebend rauschen,
Und des Jünglings Maienträumne
Werden sel'ge Geister lauschen.

Blicke zu der Abendsonne
Und entschweb' auf ros'ger Welle!
Himmelsandacht, Liebeswonne
Trägst du heim in deine Zelle.



Caroline Sell,

(geb. Schröter.)

Caroline Sell,

Tochter des verstorbenen Superintendenten und Seminardirectors Dr. Friedrich Schröter zu Eisenach, geboren daselbst am 15. November 1831, verlebte ihre Jugend in den schönsten Theilen des Thüringer Waldes. Seit 1857 lebt sie in Bremen, wo sie mit Carl Sell, Lehrer an der Hauptschule, verheirathet ist.

Sie kam nicht wieder.

Die Blumen sind eingeschlafen,
Die Sterne sind aufgewacht;
Es steiget so leise hernieder
Die süße, süße Nacht.

Wo bist Du, mein liebes Mütterlein?
Du läßt ja Dein armes Kind so allein!
Hast nicht den Kuß zur „Guten Nacht!"
Nicht mein „Behüt' Dich Gott!" mir gebracht!
Komm Mütterchen, nimm mich in Deinen Arm,
Da lieg' ich so sicher, so weich und so warm,
Hier find' ich ja nimmer Frieden und Ruh,
Es fallen vom Weinen die Augen mir zu.

Die Nacht ging still vorüber,
Die Sterne wurden blaß,
Und drüben lag die Wiese
Vom Morgenthaue naß.



Die Mutter ist nicht mehr gekommen
Zum Kinde, das lange geweint;
Sie hat keinen Abschied genommen
Und hat's doch so herzlich gemeint.
In den Himmel ist sie gegangen
So allein in der dunklen Nacht,
Der Storch aber hat die kleine
Herzliebe Schwester gebracht.

Ein steinern Denkmal setz' mir nicht. . . .

Ein steinern Denkmal setz' mir nicht
Auf meinem frühen Grabe,
Es dünkt mir wie ein kalt Gesicht
Bei einer Liebesgabe:
Mir ist, als ob der harte Stein
Sich drückte tief in's Herz hinein.

Hast Du es wirklich gut gemeint
Mit Deinem armen Kinde,
So pflanz' im Frühling auf mein Grab
Viel Blumen und eine Linde.
Da kommen dann die Vögelein
Und fliegen hin und wieder
Und bauen sich ihr kleines Nest
Und singen süße Lieder.

Und kommt die linde Sommernacht,
Dann flüstert unterm Baume
Ein Liebespaar verstohlen sacht
Dort selig, wie im Traume:



„Ein treues Herz birgt dieses Grab“ —
Und Blüthen weht der Wind herab.

Und nahst Du dann am Hochzeitstag,
Mir einen Kranz zu bringen,
So hörst Du fern aus grünem Haag
Die frohen Vöglein singen,
Und bei dem Frieden rings um Dich,
Da wird's Dir dann so eigen, —
Und zu Dir reden werde ich
Aus Blumen und aus Zweigen.

Ein steinern Denkmal setz' mir nicht
Auf meinem frühen Grabe,
Es dünkt mir wie ein kalt Gesicht
Bei einer Liebesgabe:
Die Linde nur, das Blümelein,
Das soll mein Grabesdenkmal sein!

Darf's auch wohl also sein?

Rings um mich nur wonnige Schauer
Und jubelnder Sonnenschein,
Und drinnen im Herzen nur Trauer —
Darf's auch wohl also sein?

Derweilen die Vögelein singen
Und Alles scherzet und lacht,
Sollt' dir nur das Weinen gelingen,
Hast nur an den Tod du gedacht?

Sei stille, o Herz, und trage
Dein Leid hinaus in das Feld,
Und kehrst du wieder, dann sage,
Ob's besser nicht um dich bestellt!

O schicke mich nicht fort!

O schicke mich nicht fort,
Nicht in die weite Welt!
O lasse mich bei Dir,
Wo's einzig mir gefällt,
Um einen Blick der Lieb'
Aus Deinem Aug' zu werben
Und dann bei Dir, bei Dir,
An Deiner Brust zu sterben.



O könnt' ich doch die Freude sein!

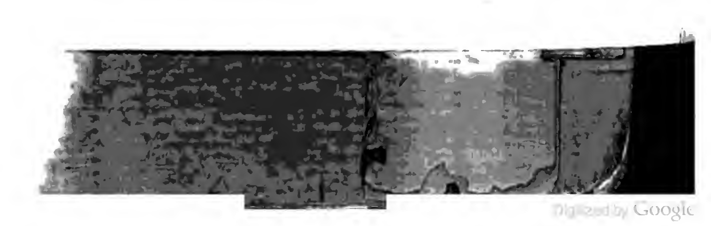
O könnt' ich doch die Freude sein,
Ich zög' in alle Herzen ein,
Schlich mich an jedes Lager sacht,
Wo jetzt nur Schmerz und Sorge wacht,
Und webt in jeden Schlummer mild
Ein freundlich lächelnd Traumgebild!

An mein Klavier.

So bist du denn für mich verklungen,
Du Quelle aller Freuden mein!
Ich hab' mich schmerzlich losgerungen,
Und trauernd steh' ich nun allein!

Du hast so treu mit mir getragen
All' meinen Schmerz, all' meine Lust:
Mit deinen Tönen durft' ich klagen
Und jubeln laut aus froher Brust!

Nun ist's vorbei — ich kann's nicht fassen!
Doch ist's bestimmt in Gottes Rath,
Daß man das Liebste muß verlassen,
Was man auf dieser Erde hat.



Karl Tannen.



Karl Tannen

wurde geboren am 27. Juli 1827 zu Leer in Ostfriesland und lebt als Buchhändler in Bremen. — Von ihm: „Reinke Voß. Plattdeutsch nach der Ausgabe von 1498. Mit Vorwort von Klaus Groth“ (Bremen 1861); unter dem Pseudonym Karl Eichwald: „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten“ (Ebd.); „Kutschke's Napoliumlieder“ (8. Aufl. Bremen 1870/71); ferner plattdeutsche Nachdichtungen der schönsten Lieder von Robert Burns.



Es war einmal ein Knäblein....

Es war 'mal ein Knäblein, sechs Jahr war es alt,
Es ging für die Mutter hinaus in den Wald;
Sie hatten kein Holz, daß Gott sich erbarm'!
Der Vater war todt, und sie waren arm!

Im Walde, da war es so finster und stumm,
Kein Vögelein sang in den Bäumen ringsum;
Kein Beilschlag erklang, kein Blatt in dem Wind,
Unheimlich wird ihm; es seufzet das Kind.

Es dachte: „O müßt' ich allein doch nicht gehn!"
Da — sieh 'mal! — da siehet ein Mägdlein es stehn.
Ein Mägdlein, ihm fremd, doch zutraulich und fein,
„Das muß wohl," so dacht' es, „ein Engelein sein."

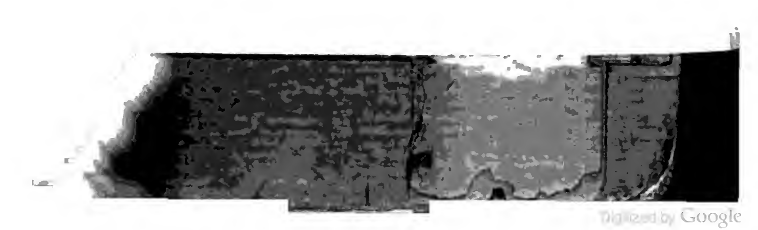
Es ging ihm so freundlich zur Hand, ja es trug
Der Reiser zusammen noch mehr als genug;
Half tragen das Bündel an Waldesrand —
Grüßt' freundlich das Knäblein, ging und verschwand.



Das Knäblein erzählt dies der Mutter, die lacht:
„Das hast du," so spricht sie, „im Traum wohl erdacht;" —
Da bringt es der Mutter schnell einen Sproß,
„Blüht dieser," so spricht es, „dann kommt mein Genoß;

„Dann kommt mein Genosse und holet mich ab,
So sprach er, als er das Reislein mir gab.
Er gab mir den schönen, den Rosenzweig;
Lieb Mütterchen setzt ihn in's Wasser gleich!"

Zur Zeit, als des Abends die Sonne noch sank,
Da war auch das Knäblein, das arme, schon krank;
Als Morgens das Zweiglein in Blüthenpracht stand,
Die Mutter dem Söhnchen den Todtenkranz band.



Der Dollart.*)

Sylvester-Glocken mit lautem Klang
Des Jahres Ende verkünden bang.

Die Menge lauschet auf Priesters Wort
Im ganzen Lande am heil'gen Ort.

Nimmt mit zu Hause die Zuversicht:
„Gott lässet gnädig die Seinen nicht!"

Und als gegangen das Jahr zur Ruh',
Fällt manchem Müden das Auge zu.

Im Dorfe unten an Deiches Rand
Schon Träume spielen an Schlafes Hand.

Des Meeres Wandrer, die salz'ge Fluth,
Am Tage weidlich hat ausgeruht.

---

*) Der Dollart, Meerbusen der Nordsee, zwischen Ostfriesland und der Provinz Groningen, entstand durch die sogen. Neujahrsfluth 1277, indem die Fluthen die Deiche durchbrachen und mehr als 50 Ortschaften verwüsteten. Nur das Nesserland, mit Kirche und einigen Häusern, ist übrig geblieben.

Sie pochet dringend mit kalter Hand
An Deich und Mauer, an Fels und Wand.

Als Niemand öffnet ihr Thür und Thor.
Da steigt sie wüthend daran empor.

Und Wind und Wetter, sie steigen mit,
Sie halten wacker ihr Schritt und Tritt.

Und als sie oben gekommen an,
Kopfüber ging es hinunter dann.

Sie stürzen rasend vom Deich herab
Und graben unten ein kühles Grab.

Als nun es tagte im neuen Jahr,
Die Spur vom Dorfe verschwunden war.

An seiner Stätte mit wilder Wuth,
Die Wogen tanzen zur Zeit der Fluth.

Das deutsche Helgoland.

Im Meer, im herrlich deutschen Meer,
Klagt Wind und Woge laut und schwer,
Und jede Welle trägt es fort
Von dem verlornen Kind das Wort.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Germania, du Mutter mein!
Du sammelst deine Glieder ein;
Vergiß auch nicht dein kleinstes Kind
Umbraust von Wogendrang und Wind.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Und wie das Meer im Wandern schwillt,
Und wie die Fluth die Ströme füllt;
So schwillt das Wort und füllt das Herz
Mit Sehnsucht an und tiefem Schmerz.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!



Bist du auch arm, bist du auch klein,
Denk' ich als gute Mutter dein,
Bis ich dich sicher weiß da drauß,
Verlornes Kind im Vaterhaus.
Roth is de Kant,
Witt is dat Sand,
Das ist das deutsche Helgoland!

Du, Nordsee bist das deutsche Meer.

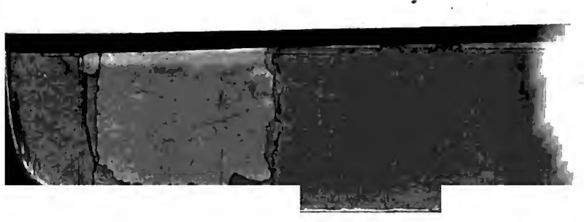
(1870.)

Buhlt auch um dich der wälsche Mann
Und schleicht er lispelnd sich heran, —
Du, Nordsee, bist das deutsche Meer
Und Sturm und Klippen sind dein Heer.
Und Mann und Maus der wälschen Flotte
Verfalle dir und deinem Spotte.

Sein Buhlen wirst du nicht verstehn,
Im Sturmschritt ihm entgegengehn.
Und eh' er's weiß, mit Mann und Maus,
Sink' er hinab in Nacht und Graus;
Und eh' er's weiß, auf deinen Riffen
Sitz' er sammt seinen Panzerschiffen!

Du, deutsche Flotte, jung und klein,
Du wirst auf deinem Platze sein;
Du und dein herrlich deutsches Meer
Schlagt Wunden ihm, recht groß und schwer.
Im deutschen Meer, am deutschen Rhein
Muß „König Wilhelm" Sieger sein!





Hermann auf Teut.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutschen,
Steht bald im Standbild
Standhaft auf Teut.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutschen,
Ringt noch mit röm'scher
Rasender Meut'.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutschen,
Hält hoch erhob'nen
Schwertes die Wacht.

Hermann, der herrliche
Herzog der Deutschen,
Fürchtet nicht Feinde,
Die froh er verlacht!

Ludwig Uhland.

(1862.)

Der Wald ist still, der Sänger schläft;
Er hat sich müd' gesungen;
Es ist sein Lied, das deutsche Lied,
In Nord und Süd' erklungen.

Es klang mit kräft'gem Widerhall
In allen deutschen Wäldern;
Im Walde sang's die Nachtigal,
Die Lerche über Feldern.

Der Wald ist still, das Feld ist öd',
Der Sänger schläft in Frieden;
Es klagen traurig Wald und Feld:
„Mein Uhland ist geschieden!"

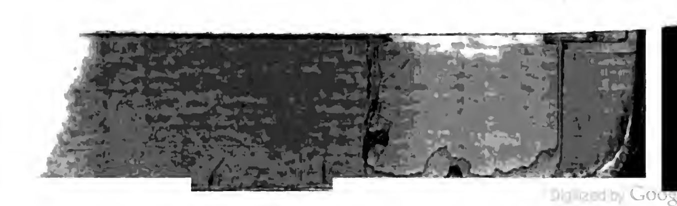
Genieße froh den Sonnentag.

Genieße froh den Sonnentag;
Es kommt schon Sturm und Regen nach,
Damit Erinnerung von Leid
Das Herz befreit.

Es schreitet flugs vorbei die Zeit
Und Trennung kommt und Herzeleid,
Mit deinen Kindern gehe drum
Recht fleißig um!

Gönn' keinem Andern diese Freud',
Die eine Spanne sich dir beut.
Hab' Tag und Nacht sie um dich gar
Die Kinderschaar.

Und liebe sie und sei geliebt,
So lang das Herz sich ganz dir giebt.
Die Jahre sind so schön und rein
Wie Sonnenschein.



Wee, modest, crimson-tipped flow'r.

(Nach Rob. Burns.)

Leef Blöömke, wa's Dyn Noth wol groot,
Ik mutt Dy geven nu den Dood!
Du kannst Dy vöör de Plog nich wahrn
Un wyken uut,
Ik mutt Dy leider öwerfahrn,
Lütt bloiend Kruut!

Ochaer! 't is nich Dyn Nabers Kind,
De Lewerke, de Dy beminnt,
De Dy an ere Bost nu drückt,
So warm un lys!
Un mit de Sünne van Dy rückt
Un singt Dyn Prys.

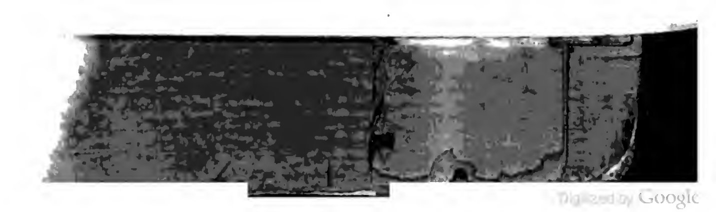
Et schüddeld' Dy de kole Noord,
De Dy harr geern glyk weer vermoord;
Man munter kekst Du up tor Sünn'
Döör Wind un Weer,
Un hullst Dy fast bett disse Stünn'
An Moder Eeer.



De Garenblomen snackt sacht good,
Lyd't achter Müür un Heeg nich Noth;
Man Du, up't wyde, grote Feld,
Steist Du alleen,
Du finnst up't kahle Stoppelfeld
Tor Schutz keen Steen.

Daar steist Du in Dyn arm Gewad,
Hopst, datt de Sünn' Dy kummt to Bat',
Un upwards kikst döör Ys un Schnee
In Demoth du;
Man leider ded de Plog dy weh,
Daar liggste nu!

As du geit mennig Deern to Grunn,
De ook alleen to bloien stunn,
Se denkt: De Junge hett Dy leef
Un folgt em blind;
He äwer weer doch man en Deef,
Se'n anföhrt Kind.



Ditt Schicksal deelt ook, de ditt schreef,
Datt Lewen em den Rest bold gev.
He harr nich up den Cumpas sehn,
Wo de wol stunn,
Un seild' in Wind un Weer alleen,
Un gung to Grunn.



What can a young lassie do wi' an auld man?

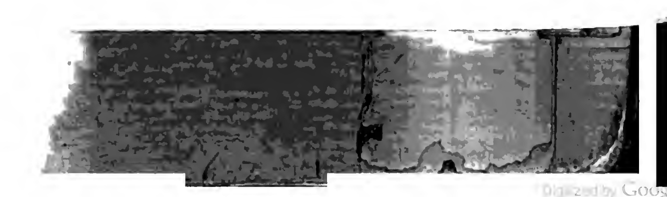
(Nach Rob. Burns.)

Wat kann en jung Meisje, wat schall en jung Meisje,
Wat kann un wat schall se mit'n olen Mann?
Vöör en paar Stüver verkoff se er nüver,
Er nüvere Dochder, de Moder er Ann'.

Den Dag över stennt'e vun Ende to Wende,
Hosten un Hiemen is all' wat he kann;
He's doof un he's nölig, sien Bloot is so köhlig,
O, trurige Hochtied mit so'n olen Mann!

He knurt un is lekker, warrt alle Dag' gekker,
Ik do to Gefallen em all' wat ik kann;
He's niedig un neidig up Alles wat freidig,
De dowe, de ole, de nölige Mann!

Mien' ol Tante Kathe, de troff ik to Rathe,
Er Plan is, mi dünkt wol, ook nich ganz miß;
Ik kniep un ik krabb em, will breken dat Hart em,
Un nehmen en jungen Mann, datt is wol wiß! —

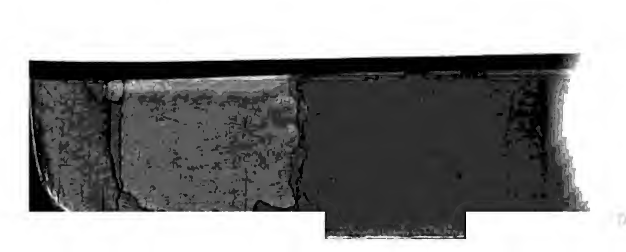


Jan Anderson.

(Nach Rob. Burns.)

Jan Anderson, myn Jung, Jehann!
Wa glatt was dyn Gesicht, wa frisk,
As wi to eerst uns sahn, Jehann!
Wa swart dyn Haar, wa gungst du risk!
Nu leggt sik Fool an Fool, Jehann!
Dyn Lokken sünd as Snee so witt.
Gott segne dy daarum Jehann,
    Jan Anderson, myn Jung!

Jan Anderson, myn Jung, Jehann!
Den Barg henup klum'n wy tosaam
Wol mennig leeven Dag, Jehann!
Nu sünd wy old un kolt un lahm.
Wi möt't hendaal nu gaan, Jehann!
Willt Gott, so gaan wy Hand in Hand
Un slapt tosaamen in, Jehann,
    Jan Anderson, myn Jung!



Hand, Aug' und Herz.

Die Hand, die emsig, still und traut
Dir deinen Friedenstempel baut,
Das ist die Hand, die nimmer ruht,
Die Hand so weich, so zart und gut,
Das ist der Gattin Hand.

Das Auge, das sich still verklärt
Und leuchtend strahlt an deinem Heerd,
Das ist das Aug', das immer wacht.
Und oft noch unter Thränen lacht,
Das ist der Gattin Aug'!

Das Herz, das jedes Leid tief fühlt,
Aus dem der Balsam träuft, der kühlt,
Das ist das Herz, das Freud' und Leid
Ganz mit dir theilt, jedwede Zeit,
Das ist der Gattin Herz.

J. Thikötter.



J. Thikötter,

geboren zu Barmen am 12. April 1832, studirte von 1851—1854 zu Bonn Theologie und wurde dann zu Neuwied Erzieher in einem englischen Institute. Nachdem er in Coblenz das theologische Examen bestanden hatte, wurde er Hülfsprediger zu Nevizes bei Elberfeld, darauf Seelsorger in Hattingen in Westfalen und später von der Synode zum Superintendenten erwählt. 1864 folgte Thikötter einem Rufe als Prediger nach Bremen. — Außer zahlreichen Predigten gab er heraus: „Weltliches und Geistliches in Liedern vom Rhein und von der Weser“ (Bremen 1870).



Das Lied der Nachtigal.

O sage mir, holde Nachtigal,
Warum so klagend dein Lied?
Es rauschet so kühl der Wasserfall,
So duftend die Rose blüht.

So leuchtend der goldene Käfer fliegt
Durch die träumende Sommernacht,
Auf dem Blüthenkelch sich der Falter wiegt
Bei des Tages sonniger Pracht.

So jubelnd die kleine Lerche schwirrt
Zu dem blauen Himmelszelt,
Im dunklen Walde die Taube girrt,
Es jubelt die ganze Welt.

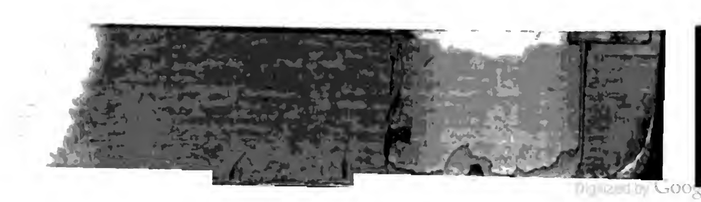
Und fühlst du denn gar die Freude nicht,
Die laut und lauter sich regt?
Die im Feld und im Walde zu dir spricht,
Und so wonnig das Herze bewegt? —

Ich singe in der stillen Nacht
Mein einsames Klagelied;
O frage nicht, was mich traurig macht,
Was ahnend die Seele durchzieht.

Geh hin und trinke die Freuden all
Und des Sommers bunte Pracht,
Und höre nicht auf die Nachtigal,
Wenn still alleine sie klagt.

Doch hat dir der Herbst einst Scheiden gebracht,
Und Welken und banges Vergehn,
Dann denke mein in der stillen Nacht,
Dann wirst mein Lied du verstehn.

Dann fühlest du, wie ein Klageton
Durch jede Freude sich zieht,
Wie ich den Herbst geahnet schon,
Da noch der Lenz hat geblüht.



Am Morgen.

Alles athmet Lust und Wonne
Nun in Flur und Wald und Feld,
Denn es hat der Strahl der Sonne
Neu geküßt die ganze Welt.

Linde Sommerlüfte wehen
Nach der kalten Regennacht,
Und im Morgenglanze stehen
Berg und Thal in neuer Pracht.

Alle Blumenkelche trinken
Sehnend nun den Morgenthau,
In des Lichtes Arme sinken
Alle Blüthen auf der Au.

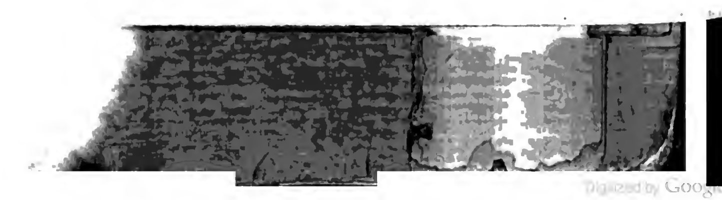
Und ich spür' ein Rufen, Mahnen,
Bleib' nicht kalt, du Menschenkind,
Laß ein fromm und innig Ahnen,
Dringen in die Seele lind.

Feld und Wald und Fluren kennen
Luft und Thau und Sonne nur,
O, du kannst wohl Beßres nennen,
Folgest du des Glaubens Spur.

Weg ihr Decken, sinkt ihr Hüllen!
Gottes ew'ge Liebe ruft,
Wenn sich rings die Thäler füllen
Neu mit Thau und Blüthenduft.

Der die Nebel hat gewendet,
Der die Sonne führt herauf,
Der den schönen Tag gespendet,
Will auch segnen deinen Lauf.

Mit der Morgensonne schwinget
Sich die Seele himmelwärts,
Und der Frieden Gottes dringet
Segnend in mein sehnend Herz.



Beim Scheiden.

Soll ich klagen, daß so schnell
Uns die Zeit verflogen?
Daß sie wie des Stromes Well'
Rasch vorbeigezogen?

Ach, die Rose in der Hand
Muß wohl Gleiches leiden,
Kaum hat sie den Duft gesandt,
Muß sie welkend scheiden.

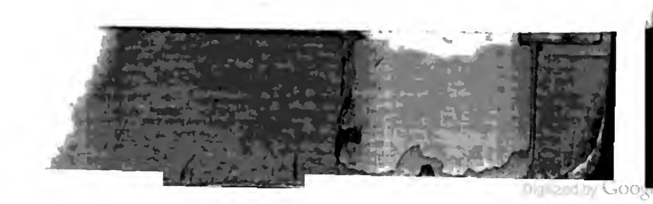
Und des Wandrers frisches Lied,
Das er keck gesungen,
Kaum ist's aus der Brust gesprüht,
Ist's auch schon verklungen.

Dennoch liebst die Rose du,
Die den Lenz dir bringet,
Hörst dem Liede gerne zu,
Das der Wandrer singet.

Währt nicht lang des Sommers Pracht,
Muß das Lied verklingen,
Lange wird doch ihre Macht
Noch durch's Herz dir dringen.

Sinnend hält die Seele fest,
Was ihr ward gegeben,
Wenn der Lenz die Flur verläßt,
Wirkt noch nach sein Leben:

Schöner als des Lenzes Zier
Und der Rose Sprießen
Ist es, wenn sich Herzen dir
Liebevoll erschließen.



Auf der Höhe.

Unter mir in tiefem Thale
Wogt des Nebels dichtes Meer,
Ueber mir im Sonnenstrahle
Glänzt der Himmel hell und hehr.

Wie im Schleier eingehüllet
Liegt der Erde Lust und Schmerz,
Von der Sehnsucht Born erfüllet
Steigt die Seele himmelwärts.

Aber sieh, der Schleier schwindet,
Und die Erde tritt hervor,
Niederwärts der Weg sich windet
Nieder zu des Lebens Thor.

Und ich muß den Weg wohl gehen,
Ist es droben noch so schön,
Meine Hütte kann nicht stehen
Hier auf diesen Sonnenhöhn.

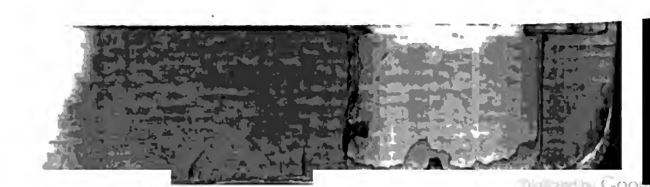
Nicht der Welt sich zu entziehen
Leuchtet dir das ew'ge Licht,
Nicht die Menschen darfst du fliehen,
Fliehen nicht des Lebens Pflicht.

Seine Mühen, seine Sorgen
Fordern deine ganze Kraft,
Neue Arbeit bringt der Morgen,
Nur der Kampf den Frieden schafft.

Aber willst du nicht erliegen
In des Lebens ernstem Streit,
Lerne gläubig aufwärts fliegen,
Halt' den Blick dir frei und weit.

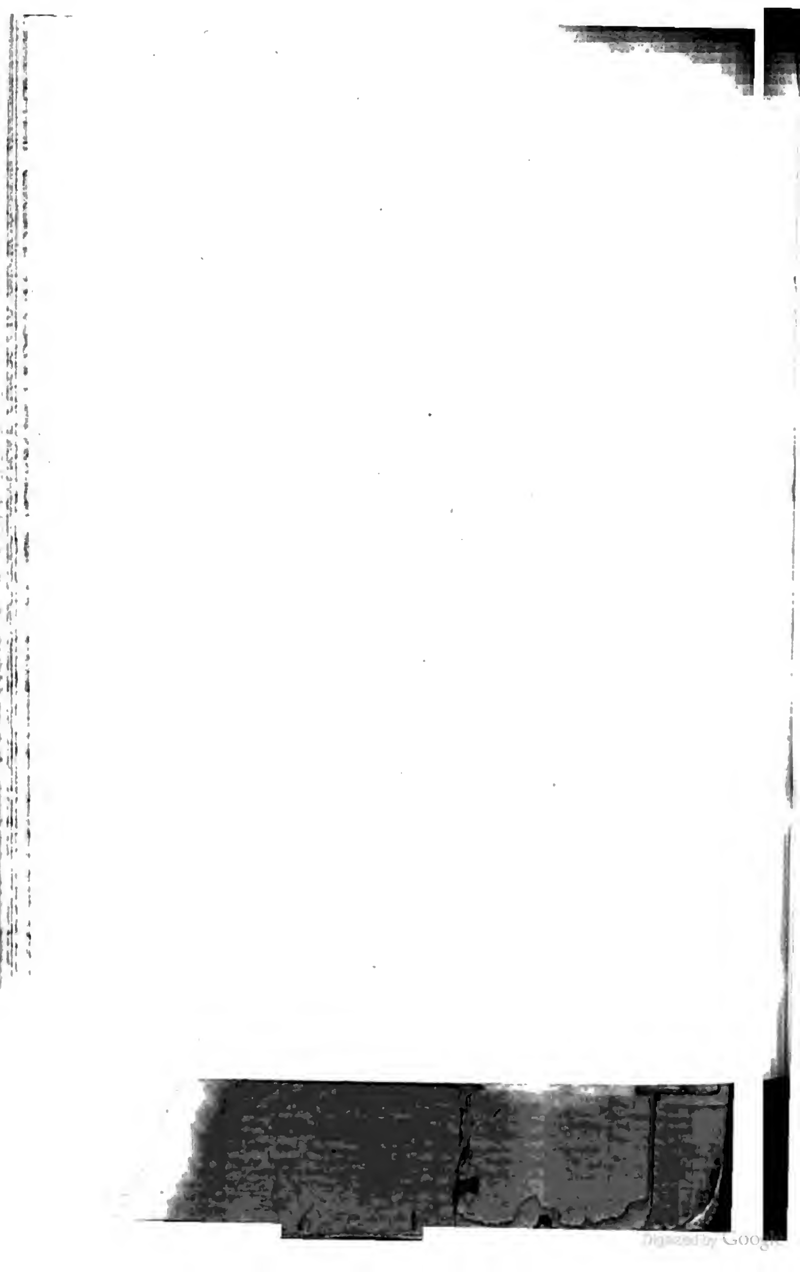
Schüttle ab den Staub der Erde,
Trinke aus dem ew'gen Quell,
Daß die Seele himmlisch werde,
Laß das Ziel ihr leuchten hell.

Frommes Ahnen, gläubig Hoffen
Trösten, stärken wunderbar,
Zeigen sie den Himmel offen,
Machen sie die Welt dir klar.



Sieh, der Nebel ist gefallen,
Und es glänzet hell das Thal,
Und des Lichtes Strahlen wallen
Auf die Fluren allzumal.

Und du fühlest dich erhoben,
Rüstig wandert fort dein Fuß,
Nach dem Sonnenblick dort oben,
Klingt der Erde neu dein Gruß.



A. G. von Thünen.





Anton Gerhard von Thünen,

geb. 1826 zu Sudens, dem Landgute seines Vaters, in der Erbherrschaft Jever, besuchte das Gymnasium zu Jever, bereiste in den Jahren 1847—50 die Vereinigten Staaten, England und Belgien und lebt seit 1857 als Privatmann in Bremen. — Als Manuscript für seine Freunde erschien: „Scherz und Ernst", Gedichte, (Jever 1856); ferner veröffentlichte er „Poetisches Alpha" (Bremen 1858); „Poetisches Beta" (Ebd. 1860); „Lose Blätter", Dichtungen, (Leipzig 1863); „Graphein. Eine Abhandlung über Entstehung und Fixirung alter Sagen und Ueberlieferungen". (2. Aufl. Bremen 1866); „Chrästos. Die Entstehung des Christenthums aus einer politischen Doctrin". (Bremen 1866). Bei dem Werke „Die Lyncher in Missouri", Schauspiel in 4 Akten, (Bremen 1858) bewahrte der Verfasser die Anonymität.



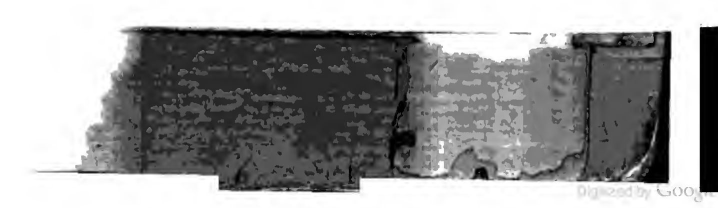
In tiefer, dunkler Nacht.

In tiefer, dunkler Nacht
Kam einst ein Engel hold und schön,
Hoch oben von des Himmels Höhn,
Der einen Kuß mir bracht'
In tiefer, dunkler Nacht.

Den Engel fragte ich:
„Sind oben in des Himmels Höh'n
Viel solcher Engel hold und schön,
So will ich mit dir gehn.
O, laß mich mit dir gehn!"

Er sagt' nicht ja, nicht nein;
Er blickte mich wehmüthig an
Und schwang sich in die Lüfte dann.
Darauf bin ich erwacht
In tiefer, dunkler Nacht.

Ich dachte hin und her;
Nicht schlafen, ruhen konnt' ich mehr,
Und rastlos trieb es mich umher.
Du Englein hold und schön,
Wann werd' ich mit dir gehn?



Fromme Wünsche.

Wär' ich doch Gott Oceanus,
Und alle Flüsse Wein!
Wie würde das ein Gaudium
Dem Weltmeerbauche sein.

Die Wellen taumelten mit mir
Im Rausch dann hin und her;
Und ob ich schluckte Tag und Nacht,
Nie würd' mein Becher leer.

Nein besser noch als alles dies,
Ich möchte Sultan sein;
Wie würde sich mein schmachtend Herz
Der Odalisken freun.

Wohl käm' mein Ende bald, doch wär'
Zu sterben ich bereit;
Erdrückt von Busen warmer Frau'n,
Wär' Sterben — Seligkeit.

Nein, nein, ich will, daß mir als Gott
Gehören Kraft und Reich,
Dann werf' ich allen faulen Kram
Hinab zur Hölle gleich.

Und was sich liebt und was sich freut,
Das liegt in ew'ger Lust,
Auf Erden himmelsselig schon,
An meiner Vaterbrust.

Tricolore.

Ich trinke gern den starken Wein,
Den kräftigen, den rothen;
Ha! wie er durch die Nerven glüht,
Geraden Wegs zum Herzen zieht;
Es weckt mich von den Todten,
Trink ich den Wein, den rothen.

Ich trinke gern den gelben Wein,
Den milden Wein vom Rheine;
Der kühlt das siedendheiße Blut,
Das thut dem wilden Herzen gut.
Wie Thau im Mondenscheine
Erquickt der Wein vom Rheine.

Champagnerschaum, so weiß wie Schnee!
Reicht mir die volle Flasche!
In seine Fluthen tauch' ich ein,
Trink ich den Tod, so mag es sein;
Sanft ruhe meine Asche
Dann bei der leeren Flasche.



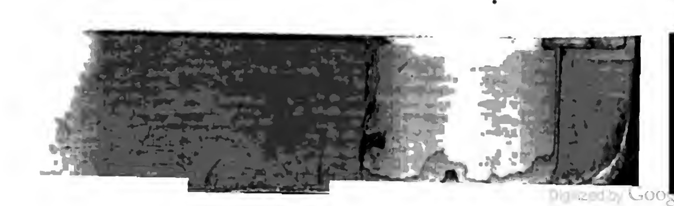
Mein Schatz.

Dir läg' ich gern zu Füßen
Den lieben, langen Tag,
Ich denke dein im Traume,
Denk deiner, wenn ich wach'!

Und muß von dir ich scheiden,
Thut mir das Herz so weh;
Kann dann nicht ruhn, nicht rasten,
Bis ich dich wieder seh!

Die Perser beten zur Sonne,
Egypter verehren ein Thier:
Was scheren mich solche Götter!
Ich bete nur zu dir,

Und will mich deinem Dienste
Für alle Zeiten weihn,
Du holdes — Bild eines Weibes
Auf unserm Zehnthalerschein.



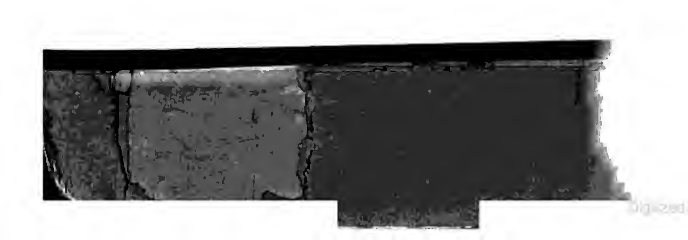
Der Kuß.

Fallet über mich, ihr Berge,
Dunkle Wälder, hüllt mich ein;
Denn aus diesem Himmelstraume
Will ich nicht gerissen sein!

Warum soll in kalten Fluthen,
Die das Alltagsleben schlägt,
Dieser Wonnerausch verbluten,
Der mich jetzt zum Himmel trägt?

Kuß, du Thür zum Paradiese,
Wo ein Engel mit dem Schwert
Dem, der nicht des Himmels würdig,
Eingang und Entzücken wehrt.

Doch, als ich dich, Holde, küßte,
Hat er nicht sein Schwert gezückt,
Hab' in deinen dunklen Augen
Ich ein Paradies erblickt.



Fallet über mich, ihr Berge,
Dunkle Wälder, hüllt mich ein,
Denn aus diesem Himmelstraume
Will ich nicht gerissen sein.

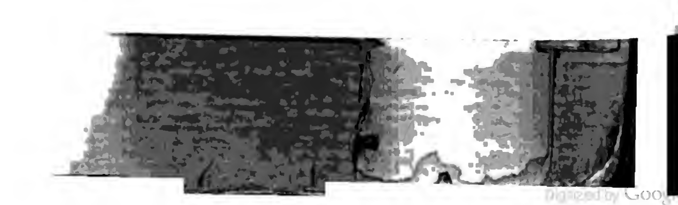


P. J. Willatzen.



Peter Johann Willatzen,

geb. am 12. Septbr. 1824 zu Silberstedt im Herzogthum Schleswig, war Lehrer in Hadersleben, wurde aber aus politischen Gründen seines Amtes enthoben und lebt jetzt als Lehrer in Bremen. — Werke: Zwei Gedichtsammlungen unter dem Titel: „Uferblumen" (1853) und „Tagfalter" (1855), ferner „Nordlandsharfe" (1858, Uebersetzungen scandinavischer Poesien), sowie „Gedichte" (1860) und „Altisländische Volksballaden" (in deutscher Nachbildung, 1864), „Gedichte", (2. Sammlung, Bremen 1862) und endlich „Gedichte" (Auswahl des Verfassers, Ebd. 1872).



Casella.

„Wer wagt's?! Wer spricht von Uebergabe hier?
Fließt Corsenblut in euern Adern noch,
Sprengt ihr euch lieber in die Luft mit mir!

„Wie stark der Feind auch sei, wir kämpfen doch,
So lang noch einer das Gewehr kann halten!
Hoch Corsika! Fluch dem Franzosenjoch!"

Casella ruft's, die kühnste der Gestalten
Im Thurm zu Nonza, noch im Herzen jung,
Mag auch durchfurcht das Antlitz sein von Falten.

So fachte gerne zur Begeisterung
Der alte wetterbraune Capitain
Die Seinen an durch wucht'ger Rede Schwung;

Unschlüssig aber stehen die und späh'n
Gen Pino von des morschen Thurmes Zinnen
Und murren: „Gegen Tausend stehn wir Zehn.



„Casella, das ist rasendes Beginnen!
Dort nahen die Franzosen schon, ein Heer —
Thu', was du willst, wir aber fliehn von hinnen;

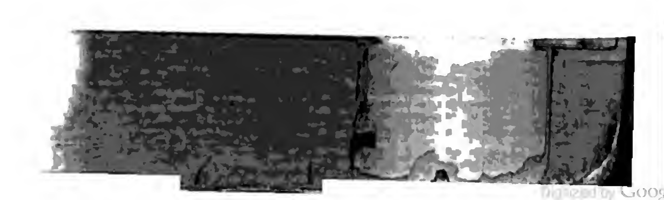
„Wir tragen, Capitain, noch kein Begehr
Nach einer Himmelfahrt auf Pulvers Flügeln!"
Und Jeder rennt, fortschleudernd sein Gewehr.

Casella stampft und kann die Wuth nicht zügeln,
Den Grimm, der wild in seinem Herzen flammt:
Sie fliehn, und Feinde rings auf allen Hügeln!

Er aber, der vom alten Schlage stammt,
Er bleibt, verriegelt schnell das Thor und lädt
Die rostigen Gewehre allesammt;

Er lädt auch die Kanone, ein Geräth
Aus alter Zeit, das einsam und allein
Hier oben thront — und noch war's nicht zu spät.

Dort kommen der Franzosen blanke Reih'n.
Ein Blitz, ein Knall! und in die dichten Massen
Schlägt die Kanonenkugel sausend ein.



Und eh' sich noch der stolze Feind kann fassen,
Beginnt der Corse rastlos abzufeuern,
Was man ihm an Gewehren hat gelassen.

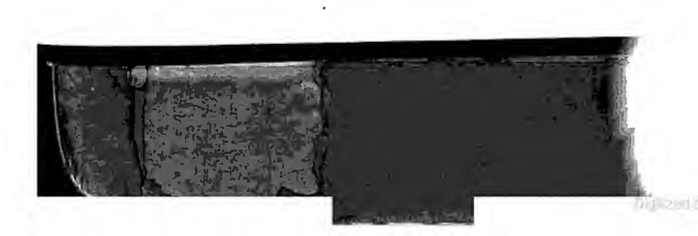
Da naht vom Frankenheer, dem Kampf zu steuern,
Der ein verzweifelter zu werden droht,
Ein Offizier des düstern Thurms Gemäuern.

Casella zeigt sich: „Was steht zu Gebot?“ —
„Weicht, kühne Helden, unsrer Uebermacht!
Ergebt euch! Kampf ist nur gewisser Tod!“

Der Capitain, wie er so grimmig lacht!
„Gewisser Tod? Wem ist der Tod gewiß?
Euch oder uns? Wir wagen schon die Schlacht!

„Doch nicht bin ich des Friedens Hinderniß.
Geduldet euch nur wenige Sekunden,
Bis sich der Kriegsrath eines Spruch's befliß.“

Dem Blick des Fremden ist er bald entschwunden,
Der graue Trotzkopf, wie um der Genossen,
Der Waffenbrüder Willen zu erkunden.



Dann kehrt er wieder. „Hört, was wir beschlossen,
Und wißt, unwandelbar ist der Bescheid
Und einem festen Willen nur entflossen:

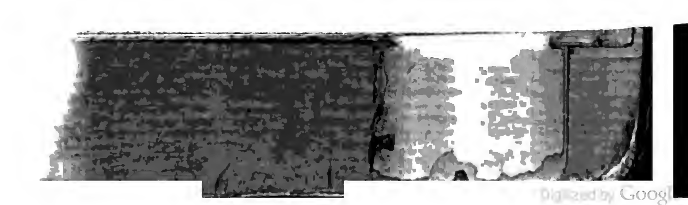
„Der Thurm wird euer ohne weitern Streit,
Wenn ihr mit Wehr und kriegerischen Ehren
Die Mannschaft ziehn zu lassen seid bereit.

„Und dann noch Ein unweigerlich Begehren:
Was sie nicht selbst vermöchte fortzubringen,
Dazu sollt ihr die Mittel auch gewähren.

„Nichts weiter werdet ihr von uns erzwingen.
Thut, was ihr wollt; es steht bei euch die Wahl,
Ob unsre Kugeln wiederum euch singen!"

Der Lieutnant stutzt und eilt zum General,
Kehrt aber bald zurück als Friedensbote,
Und Wagen führt er mit in großer Zahl;

Doch als der Held von ächtem Korn und Schrote,
Casella, sich am Thore zeigt' allein,
Der Einz'ge, der das Frankenheer bedrohte:



Wie wetterte der Offizier darein
Und zückte blitzesschnell bereits den Degen —
Da sprengte her der General: „Halt' ein!

„Hochherz'ger Graukopf, tollkühn und verwegen,
Dir werd' ein Lohn, den Andre nicht gewannen:
Dich schützt mein Wort — zieh' ab mit Gottes Segen!"

Der Corse grüßt und schreitet stolz von dannen.

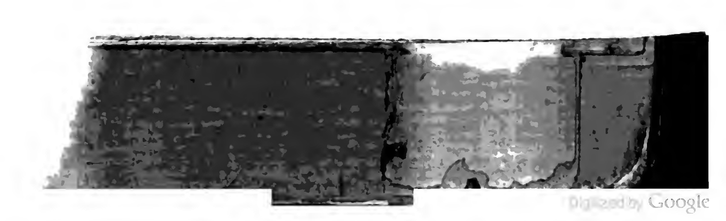


Die Möve.

Am öden Dünenstrande,
Wohl über dem rauschenden Meer,
Fliegt eine weiße Möve
Einsam und klagend umher.

Das ist eine arme Seele,
Die rastlos in irrender Flucht
Das Meer und Himmel und Erde
Nach einer Seele durchsucht.

Ich höre die klagenden Rufe,
Starrend auf's dunkle Meer —
Ach, Möve, weiße Möve,
Mein Herz gleicht dir so sehr!



Selige Gefangenschaft.

Schön ist die Freiheit! Doch wieder und wieder
Hallt es durch meine aufjauchzenden Lieder,
Preisend als Höchstes die selige Haft,
Welche den Himmel auf Erden mir schafft.

Reizende Fesseln sind's, welche mich halten,
Arme der Liebe mit Zaubergewalten;
Nimm mich gefangen nur, herrliches Weib,
Dein ist die Seele, wie Dein ist der Leib.

Reich bin ich, seit ich Dir Alles gegeben,
Seit Du mich fesselst, erschließt sich das Leben.
Schön ist die Freiheit, die goldne — allein
Seligkeit ist's, Dein Gefangner zu sein!



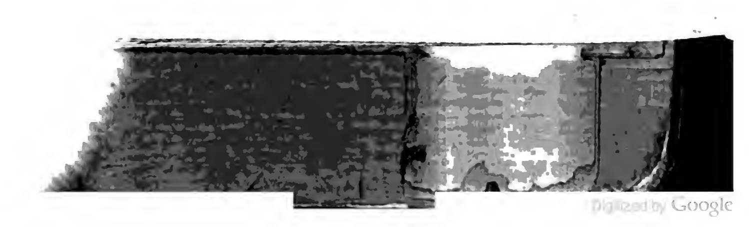
Vorüber!

Du warst in meinem Leben
Das goldne Sonnenlicht,
Das zwischen Gitterstäben
In einen Kerker bricht;

Das dem Gefangnen Kunde
Vom holden Lenze bringt,
Wie es im Waldesgrunde
So freudig rauscht und singt;

Wie draußen Lüfte scherzen,
Wie hoch der Vogel fliegt,
Und sich das Herz zum Herzen
Wie Blüth' an Blüthe schmiegt.

Vorüber, ach, vorüber!
Kein Strahl mehr, der mir lacht!
Einsam steh' ich in trüber,
Freudloser Kerkernacht!



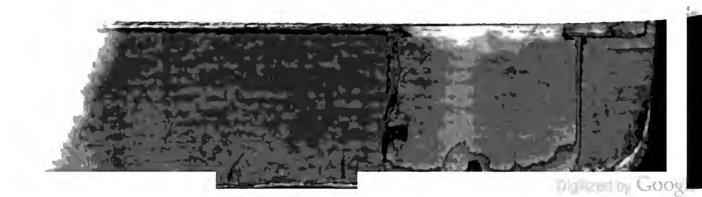
Weinlied.

Folianten und Postillen
Und Grillen in den Bann!
Wir sehn hier ohne Brillen
Die Welt uns lustig an.
Den Stirnen mürr'scher Alten
Mag Falten man verzeihn,
Hier darf nur Freude walten,
Und König sei der Wein.

Dann wandelt, was uns drücke,
Zum Glücke sich, zum Scherz;
Dann auf des Klanges Brücke
Zieht Lust von Herz zu Herz:
Beim Wein von süßen Dingen
Zu singen liebt der Mund,
Es wird bei solchem Klingen
Uns Leib und Seel' gesund.



Dir, Wein, du goldner König,
Ein tausendtönig Lied!
Dir sind wir gerne fröhnig
Allsammt in Reih' und Glied.
Laß deine Waffen winken
Und blinken, edler Held!
Du siegst, derweil wir trinken,
Dein, König, bleibt das Feld!



Schwedische Dichtungen.

I.

Der Dornstrauch.

(Nach Johann Ludwig Runeberg).

Dornstrauch, meine Schwesterpflanze,
Wirst verschmäht im Winterkleide,
Dornumhüllt wirst du gehaßt.
Doch ich denke: Kommt der Frühling,
Schmückst du dich mit holden Rosen,
Und auf Erden keine Pflanze
Liebt und ehrt man dann wie dich.
O wie manches Dorngesträuche
Steht auch nackt in der Natur,
Das der Liebe nur bedürfte,
Um, von Rosen rings umkleidet,
Aller Wesen Lust zu sein.



II.

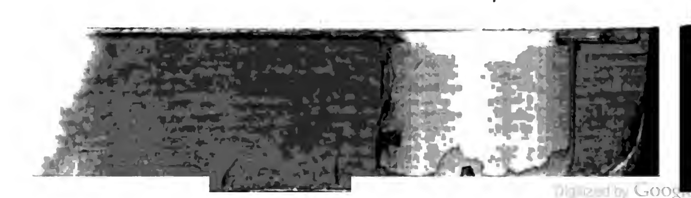
Abendseufzer.

(Nach Johann Olof Wallin).

Es dunkelt. Bald steig' ich hinab in die Nacht,
Wo Weste nicht wehn, nicht die Lenzsonne lacht,
Nicht Freundschaft über die Schwelle;
Wo, was ich im Leben nur Liebliches fand,
Erstirbt, wie die kosende Welle
Entschlummert am einsamen Strand.

Doch schweigt auch der Sturm, der die Saat mir zerschlug
Doch weicht auch das Kreuz, das ich seufzend hier trug,
Bald werd' ich die Qualen verwinden!
Und Undank und Haß — wie ein finsterer Traum,
So müssen sie fliehn und verschwinden;
So geben dem Frieden sie Raum.

Und säete man Disteln auch noch mir auf's Grab,
Das stört nicht die Seligkeit, die es mir gab.
Dem rastenden, ruhenden Herzen,
Das glücklich in Flammen die Probe bestand,
Gelang's doch nach Gram und nach Schmerzen,
Daß noch eine Freistatt es fand.



O Erde! O Mutter! Erschließ' deinen Schooß,
Der, kalt zwar, und liebevoll dennoch und groß,
    Den Kindern, sich öffnet, die kommen;
Sieh, schon ist erloschen der Glanz meines Aug's,
    O, wiege mich ein mit dem frommen
    Gesange des nächtlichen Hauch's!

Bei dir wird nicht lang mir erscheinen die Nacht,
Und wenn ich beseligt dereinst bin erwacht,
    Dann hebe mich auf deinen Armen
Zum Vater, dem ewigen, der, in Geduld
    Unendlich, gleich wie im Erbarmen,
    Sein Kind dann empfängt voll Huld.

III.

Die Zugvögel.

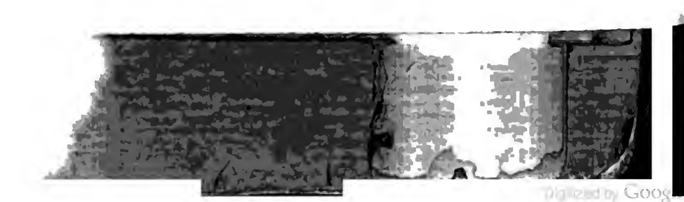
(Nach Esaias Tegnér.)

Die Sonne brennt heiß auf des Nilstromes Fluth,
Nicht schützen die Palmen mehr gegen die Gluth.
Da zieht uns die Sehnsucht nach heimischen Borden,
Da sammelt der Zug sich. Gen Norden! gen Norden!

Tief unter sich schauet das eilende Heer
Die grünenden Lande, das blauende Meer,
Wo Kämpfe und Stürme den Erdball umkreisen,
Doch frei mit den Wolken des Himmels wir reisen.

Und hoch zwischen Felsen, verborgen und traut,
Da wird dann das heimliche Nestchen gebaut,
Da brüten wir sicher in kühligen Zonen
Und sehen die Sonne der Mitternacht thronen.

In's friedliche Thal dringt kein Jäger hinein,
Da tanzen goldflügliche Elfen den Reihn,
Da schweben im Mondenlicht Waldfraun, die Zwerge
Sie hämmern ihr Golderz tiefinnen im Berge.



Doch wiederum schüttelt der Winter sein Kleid,
Wie flaumig Gefieder sinkt's nieder — es schneit,
Da sammelt auf's Neu' sich das Heer, ohn' Ermüden
Zieht's eilenden Fluges gen Süden, gen Süden.

Nach sonnigen Auen und Wegen geht's hin,
Nach schattigen Palmen steht dann unser Sinn,
Da rasten wir Wandrer und lassen uns nieder,
Da sehnen wir heim nach dem Norden uns wieder.



IV.

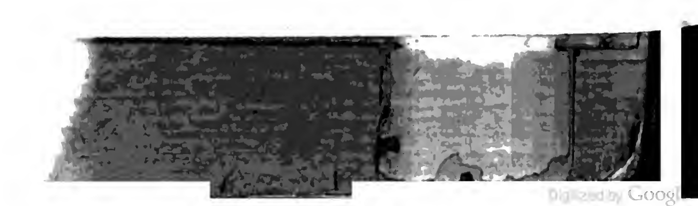
Angelika's Lied.

(Nach Fredrika Bremer.)

Mich dürstet! Gieb mir von dem frischen Quell,
Der einst durch Edens Rosen strömte hell,
Vom Quell, dem herrlichen, dem silberklaren,
Deß Tropfen ew'ger Jugend Kraft bewahren,
Deß Wellen Engelsblicke spiegeln hold
Und hegen heil'ger Weisheit laut'res Gold!

Mich dürstet! Quell der Wahrheit, deine Fluth
Erfrische mir das fieberwilde Blut!
Sie kann die Qual des kranken Herzens mildern,
Mich retten vor der Seele Schreckensbildern,
O, dürft' ich löschen meinen Durst in ihr,
Den Himmel würd' ich spiegeln dann gleich dir.

Mich dürstet! Quell der Liebe, birgst doch du
In deinem Schooß des ew'gen Lebens Ruh —
Die Lippen brennen: Laß mir Labung werden!
Mir frommt kein Trunk der Wüste dieser Erden,
Denn trübe sind die Ströme alle hier —
Mich dürstet nach der Ewigkeit und dir!



Inhalt.

(Die mit einem * bezeichneten Gedichte sind Originalbeiträge.)

Seite.

Vorwort . . . . V.

Allmers, Hermann.

Der ertrunkene Fischer. 3
Der alte Name. 5
Auf der Rudelsburg 6
In den Trümmern der Klosterkirche zu
Hude 8
Morgen wird's 10
Hast du noch nie recht bitterlich geweint. 11
Gern bin ich allein an des Meeres
Strand 12
Lied. 13
Spätherbst 14
Italia 15
Wenn's Ostern wird am Tiberstrom . . 17

Backhaus, Wilhelm.

*Die Jagd nach dem Glücke. 21
*Abends am Meere. 23



Seite.

* Dunkel flammen Deine Blicke 25
Ahasvera 26
In meiner Seele sah empor ich steigen . 27
* Titanenschicksal 28
* Vanitas 29
* Wunsch 30
* Dir ist auf ewig eigen 32
* O traure nicht um irdisch Gut 33
Sprüche 34

Bulthaupt, H. A.

* Die Akropolis 37
* Orientalisches 41
* Das Colosseum 46
* Sonette 47
* Trost 49
* Im Mai 51

Daeves, A.

Der Fischer 55
Sängerfreuden 57

Delius, Nicolaus.

Camoëns 63
Dante 65
Die Tochter der Herodias 67
Serenade 68
Ständchen 70



Seite.

An Helene 72
Frommes Gedächtniß 74

Fitger, Arthur.

Gebirgsritt. 77
Beim Wein 79

Freidank, Max.

Abendfeier 83
Heimath 86
Sonett 87
Meiner Schwester 88
Auf dem Krankenlager an meine Eltern . 89
Getrost 90

Freudenthal, August.

Rheinvision 93
Heine im Louvre 1848. 95
Begegnung. 98
* Liebeskuß. 99
Liebesnacht. 100
* Gleichniß 101
Up de wide Haide 102
* Frühlingsankunft 103
* Herbstgedanken 104
* Letzter Trost 105
Lied eines Fahrenden 107

Fricke, Wilhelm.

An die Morgensonne 111



Seite

* Die Bremer Wallanlagen 113
* Die Rose der Rosen 114

Graefe, Julius.

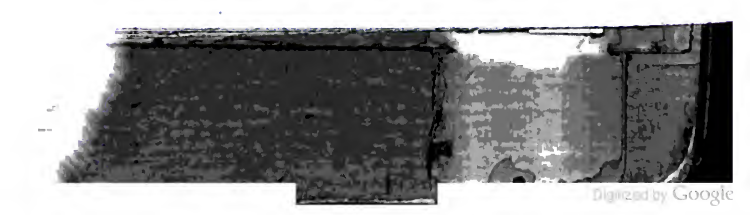
Der alte Schnitter 117
* Meiner Mutter 118
* Mädchens Weh 120
* Der Frühling grüßt mit tausend Zungen 121
Unter dem duft'gen Orangenbaum . . . 122
* Du hast der Schmerzen viele 123
Einem Mädchen, als es die Todesbotschaft seiner Mutter empfangen hatte . . 124
Auferstehen. 125
Das Zauberland 126

Hadeln, Maria von.

* Abend 129
Mein Leben 130
Mitgefühl 131
Meinem geschiedenen Liebling 132
Mahnung 133
* Das Herbstblatt 134
*Sprüche. 136

Helmers, Heinrich.

* Pfingsten 139
Es werde Licht! 141
Poesie und Prosa. 143



Hülle, Hedwig. Seite

Die kleine Marceline an ihre Mutter . . 147
Wiegenlied 149

Immergrün, P. J.

Schön Hedwig 153
Heinrich Heine 155
Volkslied 157
Ein Bild. 159
Grabrosen 160
Das Mutterherz. 162
Die wilde Rose. 163
Einst und jetzt 165
Ich lache nur. 166

Kotzenberg H. W. A.

Sie hielt so freundlich meine Hand . . . 169
Die Schifferin 170
Die Nacht ist finster. 171
Sonst war mein Herz 172

Krummacher, F. A.

Das Röslein. 175
Erdbeerlied. 177
Der blinde Harfner 179
Die Lerche 180
Das Kirschlied 182
Mag auch die Liebe weinen 184

Lange, Heinrich.

Das Abendroth. 187



Seite.

Gute Nacht 189
Der Augenblick 190
Großes und Kleines 191
Des Menschen Stimme 192
Wortklauberei 193
Das Streben nach Nichts 194

Mayer, Luise.

Die Hütte im Moor 197
Der Besuch 203
* Die Studiengenossen 207
* Nur eine Kleinigkeit 209
Warum nicht? 210

Menke, J. H. Heinrich.

Der finstere Geselle 213
Suchst du den Herrn? 215
My love 216
Das Röschen 218

Meyer, Nicolaus.

Das Bild 221
Zum ersten Mai 223
Liebe und Treue 224
Der Befreite 226

Mindermann, Marie.

Der treue Bursch 229
Bin nicht allein 233
Hüte dich! 235

Seite.

Frage nicht nach dem Glauben 236
Die Nacht will niedersinken 237
* Dem Frieden 239
Bi Nacht. 241

Müller, H. A.

Deutsches Freischaarenlied 245
Kurhessische Preßfreiheit 246
Wiedergefunden. 247

Müller, Johann.

* Elegie 251
* Ob Liebe auch verglüht 253
* Marie 255
Haidelied 256
Am See. 258
* Bei Dir 259

Pape, Samuel, Christian.

Die Lautensängerin 263
Der Jäger. 267
Der kühne Schiffer 270
Die Trauung. 272
Lore. 273
Der Königssohn 277
Ulysses 280
Heimweh. 282

Pletzer, A. F.

Der rothe Felsen 285



Seite

Mondnacht am Meere 287
Neuer Muth 289

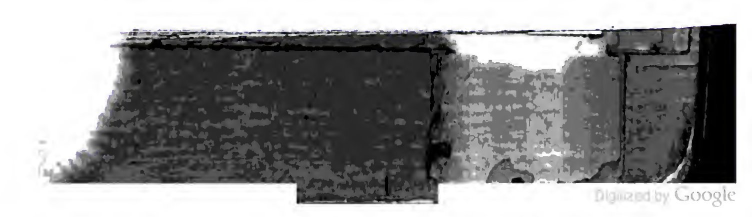
Post, A. H. von.
Oeffentliches Leben 293
Auf der Börse 295
Der Dichterjüngling. 297
Katzenjammer. 299

Precht, Victor.
Vom König in Thule 303
Dein Haar ist wie die wallende Nacht. . 305

Reindahl, Elise.
Mutterliebe. 309

Ruperti, Friedrich.
Auf dem Meere. 313
Der König 315
Das Troikalied. 317
Die Soldatenbraut 319
Posthornklänge 321
Ich steh' am Flussesrand allein. 323
* Wenn sich das müde Auge schließt . . 324
Politische Sonette. 326

Schäfer, J. W.
Der Herthasee auf Rügen 331
Auf dem Berge. 332
Weihestunden 333



Seite.
Bergwald 335
Einsamkeit 336
Sell, Caroline.
Sie kam nicht wieder 339
Ein steinern Denkmal setz' mir nicht . . 341
* Darf's auch wohl also sein? 343
O schicke mich nicht fort! 344
* O könnt' ich doch die Freude sein! . . 345
* An mein Klavier 346
Tannen, Karl.
Es war einmal ein Knäblein. 349
Der Dollart 351
Das deutsche Helgoland 353
Du, Nordsee, bist das deutsche Meer . . 355
Hermann auf Teut 356
Ludwig Uhland. 357
Genieße froh den Sonnentag 358
Wee, modest, crimson-tipped flow'r . . 359
What can a young lassie do wi' an auld man? 362
Jan Anderson 363
* Hand, Aug' und Herz 364
Thikötter, J.
Das Lied der Nachtigal 367
* Am Morgen. 369
Beim Scheiden 371
* Auf der Höhe. 373

Thünen, A. G. von. Seite.

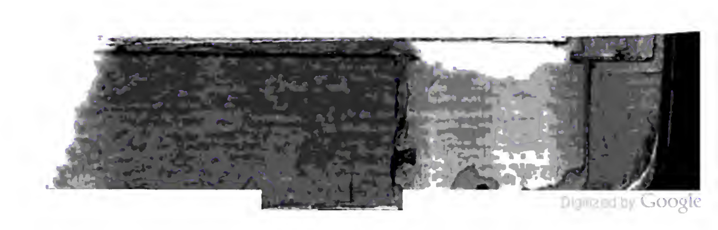
In tiefer, dunkler Nacht 379
Fomme Wünsche 381
Tricolore 383
Mein Schatz 384
Der Kuß 385

Willatzen, P. J.

Casella. 389
Die Möve 394
Selige Gefangenschaft 395
Vorüber! 396
Weinlied. 397

Schwedische Dichtungen.

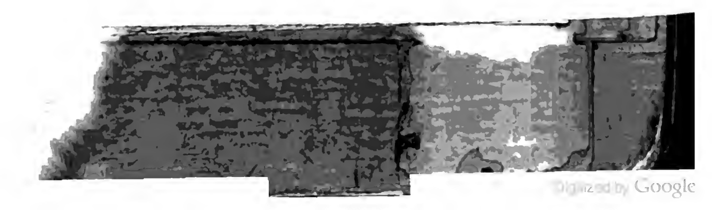
* Der Dornstrauch 399
* Abendseufzer 400
* Die Zugvögel. 402
* Angelika's Lied 404

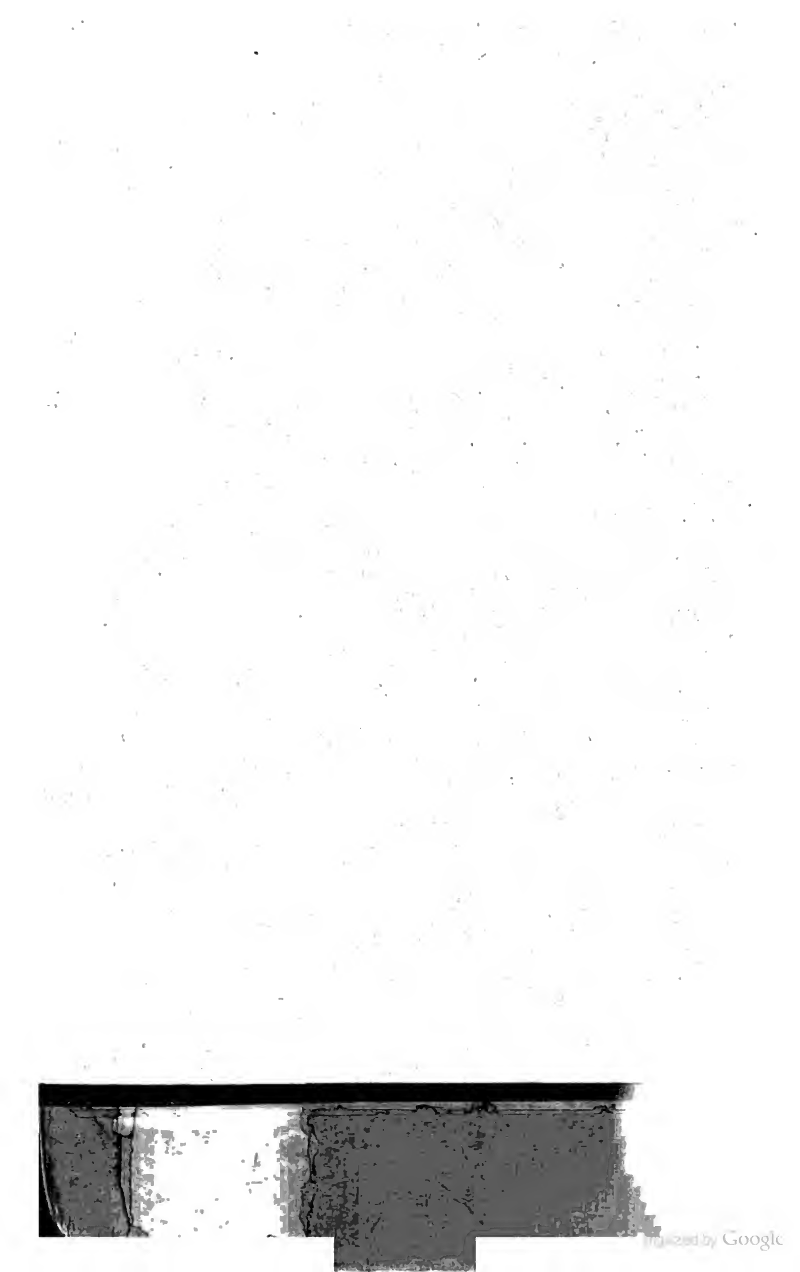


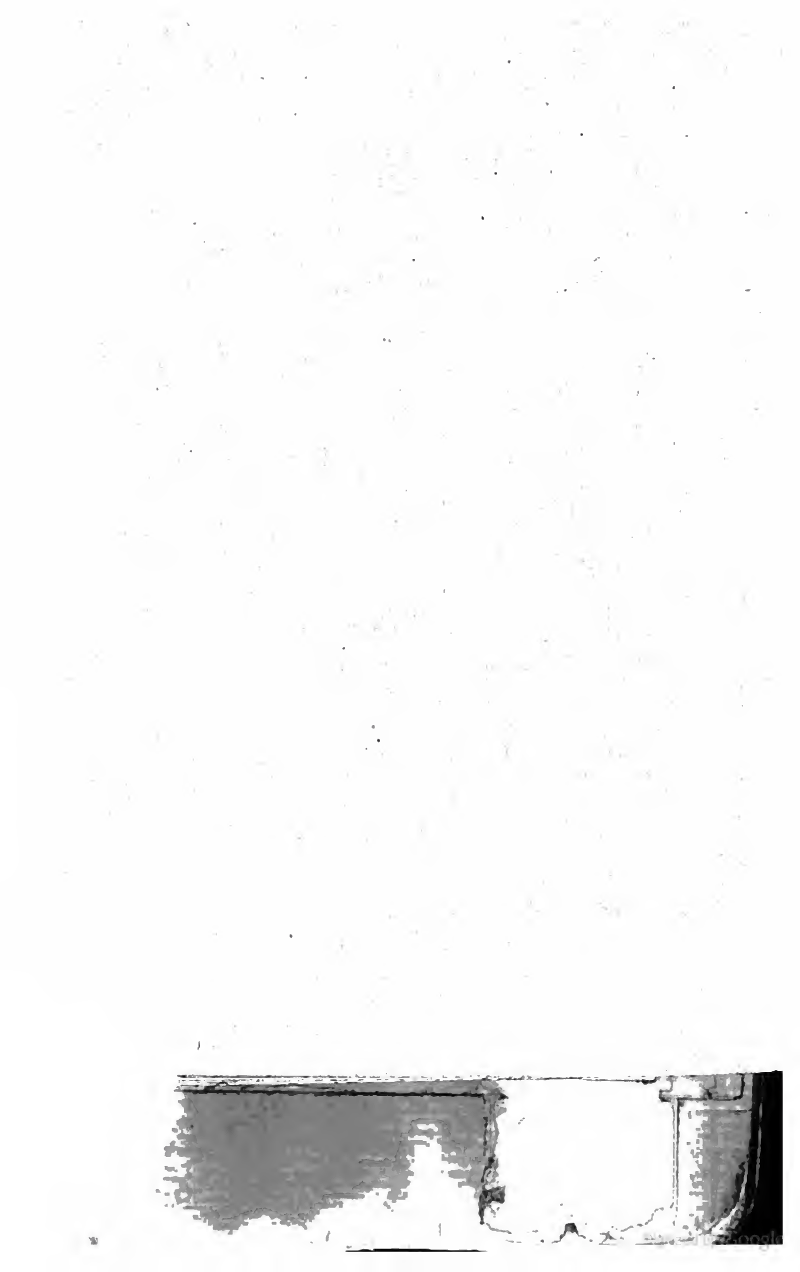
Berichtigungen.

Seite:	38	Zeile	1	lies:	diese	statt:	diesen.
,,	90	,,	13	,,	im	,,	ein.
,,	119	,,	10	,,	in	,,	im
,,	121	,,	13	,,	schaue	,,	schau.
,,	233	,,	11	,,	denk'	,	denk!
,,	305	,,	9	,,	erschließ'	,,	verschließ'.

Bremen, Dierckſen & Wichlein.








ALF Collections Vault
3 0000 120 646 48